

Q12357

11 Jg.

Nr. 2



Eisab-land

Lothringer
Heimat



1

9

3

1

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3,00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Inhalt des Februarheftes :

TEXT: Schurtag in Lothringen / Joh. Fischart, Die Heylig Fantasnacht / Lucien Pfleger, Predigtmärlein aus Geilers Predigten / St. P. Der alte botanische Garten zu Strassburg / J. L. Matter, Le Marquis Frédéric de Chérisy / Mélie Schmitt, Zwischen Breusch- und Saartal / F. Baldensperger, Der Hanfbau im Elsass / Metzinger, Om Dorfburre — Wo bist du? / L., Das Bistum Strassburg im Jahre 1803 / G. Meyer, Der Junker von Rotenstein / Vogesen-Wanderungen

BILDER: Kunstbeilage: Henri Bacher, Reichenweier / Trachtenbild aus Vogtherrs Kunstbüchlein 1535 / Der Narr mit den Raben (1494) / Des Doktors Kanzel, Holzschnitt 1513 / A. Pellon, Metz; ornements lorrains / Kandelabertanne am Grossmann / Photos Jean Pfleger: Hanfrupfer, Brecher und Knitscher, Hanfpflanzer, Spinnerin / G. Müller-Valentin, In der Sebastianuskapelle / Feldrüster bei Lemberg / Stieleiche bei Reyersweier / Felsen bei Falkenstein / Photo R. Havelka, Erbsenfelsen beim Hanauer Weiher.

Lebensbilder elsässischer Katholiken

Herausgegeben von der Gesellschaft für Elsässische Kirchengeschichte in Strassburg

Als vierter Band erschien:

L. Pfleger

Nikolaus Paulus

1853—1930

Ein modernes Priester- und Gelehrtenleben

In Vorbereitung sind folgende Bände:

Joseph Ludwig Colmar

Bischof von Mainz 1760—1818

Theobald Vienhart

Der Neubegründer des kirchlichen Schulwesens im Elsass

Schwester Ignatia Zorth von Schlettstadt

Zur Einführung der Strassburger Barmherzigen Schwestern in Bayern und Oesterreich

Alphons Saglio

Ein Apostel der katholischen Caritas in Strassburg

Charles Grad

Ein katholischer Politiker und Publizist

Die Sammlung wird fortgesetzt

DIE HEIMAT

Monatsschrift für christliche Kultur und Politik.

Die einzige elsässische Zeitschrift dieser Art, gehört in die Hand eines jeden um das öffentliche Wohl interessierten Elsässers.

Aus dem Inhalt.

An meine Freunde!	Dr. X. Haegy
Chronik der Heimat	„
Grundgedanken einer christlichen Volkspolitik	* * *
Das Konkordat im Elsass und die Freimaurer	Alsaticus
Joseph Görres Kampf um Heimat und Heimatrecht (II)	J. Landmann
Parlamentarischer Brief	Spect. Als.
Bibliographie	

Abonnementspreis: 12 Nummern, 32 Seiten stark, nur 12.- frs.

Die «HEIMAT» ist zu beziehen im Abonnement vom Verlag Editions «ALSATIA», Rue G. Clémenceau in Schlettstadt, in Einzelnummern in den Buchhandlungen und an den Kiosken der Bahn.





Bücher und Zeitschriften

In der Sammlung «Der Eiserne Hammer» (Königstein i. T., Verlag Robert Langewiesche) sind zum Preise von je Mk. 1,20 folgende neue Bändchen erschienen:

Klara Neundörfer, Haushalten, mit 16 Lichtbildstudien von Dr. P. Wolf.

Ein reizvolles, anregendes Büchlein von der Kunst des Haushaltens mit dem Motto: «Ist noch so schön dein eigenes Haus, die Frau macht erst ein Heim daraus». Wort und Bild zeugen von feinem Geschmack und seelischem Reichtum und laden zu ernster Lesung und inniger Betrachtung ein. Ein empfehlenswertes Kleingeschenk für alle, die Sinn haben für ein freudenspendendes, schönes Heim, ein Büchlein, das Sonne gesst in den grauen Alltag jeder Haushaltung.

Deutsche Alpen und **Deutsche Meeresküsten** in schönen Bildern. Jedes Büchlein mit 47 ganzseitigen Aufnahmen und erdgeschichtlicher Vorbemerkung.

Diese beiden Bändchen sind eine köstliche Gabe für jeden Natur- und Kunstfreund, für jedes schönheitsdurstige Auge. Es sind da wirklich gute und hochwertige Naturaufnahmen geboten, Bilder voller Wucht und Schönheit, voll eigener Lyrik und Musikalität, und der Verlag hat auf die vorzügliche Ausführung der Reproduktionen grösstes Gewicht gelegt. Diese Bilder ziehen uns moderne Stadtmenschen aus der verwirrenden Vielheit und Unruhe äusseren Erlebens hinaus in Gottes herrliche Natur und lehren uns Erdgebundene, die im Endlichen stehen, das Unendliche und Ewige mit gläubiger Seele suchen.

In **Reclams Universalbibliothek** (Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig) erschienen:

L. Gumtau, Die fremde Erde. Roman. Gebunden Mk. 2.— (Nr. 7105-5).

Lotte Gumtau hat den grossangelegten Versuch unternommen, den bekannten alttestamentlichen Stoff von den Leiden und Kämpfen des Volkes Israel in der Fron Aegyptens in einem Werk moderner Psychologie und Erzählungskunst neu zu prägen. Dies ist ihr in bewunderungswürdigem Masse gelungen. Die überlebensgrosse Gestalt des Moses wird uns menschlich nahe gebracht, so dass wir sie in ihren innersten Triebkräften verstehen, den gewaltigen Konflikt miterleben, der zwischen dem fremden Kultureinfluss Aegyptens und seiner eigensten völkischen Artung in seiner Seele besteht, bis er endlich seine Berufung zum Führer seines Volkes in voller Grösse erkennt. In lebendiger Anschaulichkeit und bunter Fülle wird das Leben des Volkes Israel «auf fremder Erde» geschildert, in unversöhnlichem Gegensatz stehen sich die beiden feindlichen Kulturen gegenüber.

Iwan Schmeljow, Liebe in der Krim. Roman, aus dem Russischen übertragen. Gebunden 1,20 Mk. (Nr. 7108 / 09).

Dieses Werk zeigt Schmeljow, der durch seine früheren Romane «Die Sonne der Toten» und «Das steinerne Zeitalter» Weltruhm erlangte, in seiner grossen, ursprünglichen Kunst. Die farbengesättigte Schilderung der grandiosen Krimlandschaft, die lebensträchtigen Gestalten der urtümlichen tatarischen Menschen, das pittoreske Nebeneinander von alter mohammedanischer Volkskultur und modernem Kurbetrieb und inmitten die Liebe der Tata-

renkinder, die an den Widerständen so tragisch zerbricht: all das ist mit solch urwüchsiger Kraft und solcher Zartheit und Innigkeit gedichtet, dass es daraus wie ein Hauch aus der Frühzeit ungebrochener grosser Gefühle und Leidenschaften in unsere Zivilisation hereinweht.

P. Beda Naegele, Tage mit Gott. München, Verlag «Ars sacra», 1950, 128 S. Text und 15 Kupfertiefdruckbilder. Ganzleinenband Mk. 3,60.

Die Erziehung zu dem wahren Christentum ist nicht leicht und niemals beendet. Jeder Tag soll ein Tag mit Gott sein. Und aus den Tagen mit Gott werden Jahre mit Gott, wird ein schönes Leben und dann ein schönes Sterben mit Gott. Ein solcher Weg ist mühsam. Da gibt es nun diesen wunderbaren Reiseführer, der mit einigen Worten, mit einigen, also nicht mit vielen, ein Motto für jeden Tag des Jahres angibt, ein Motto, das zu überlegen und gründlich durchzudenken man einen ganzen Tag Zeit hat. Natürlich Zeit in dem Sinne, dass das Berufsleben nicht davon gelähmt, sondern davon belebt wird. Und auf dass ein Wort nicht nur Wort bleibe, gehört zu jedem Gedanken für einen Tag noch ein innerer Akt und eine praktische Uebung. Schwer zu sagen, was mehr Freude macht, das Buch in einem Stück zu lesen und in köstlich vollen Zügen die klaren Gedanken zu trinken, oder jeden Tag bedächtig ein Schlicklein zu nehmen. Jedenfalls, wenn Christentum Freude ist, so wird durch dieses Buch viel Freude bereitet.

J. Leb, Familienliturgia. München, Verlag «Ars Sacra», 1950, 52 S. Text mit 8 Bildern in Kupfertiefdruck. Preis 0,40.

In diesem Büchlein wird ein kurzer, praktischer Wegweiser für das Leben der Familie mit der Kirche während des ganzen Kirchenjahres geboten. Die Darstellung ist einfach und praktisch, aus dem Leben einer christlichen Familie herausgewachsen. Die Erneuerung des christlichen Geistes der Gesellschaft kann nur in der Familie beginnen und in dieser nur, indem die Familie sozusagen wieder in die Kirche hineingestellt wird.

* * *

Das schöne Heim, Januarheft 1951. Verlag F. Bruckmann A. G. München.

Billigen Kombinationsmöbeln und den sich daraus ergebenden Wohnräumen, die bei aller Sachlichkeit der Auffassung von hoher ästhetischer Schönheit sind, ist das vorliegende Heft mit Beiträgen von Bruno Paul, Professor Tessenow u. a. hauptsächlich gewidmet. Ein mustergültiges Landhaus im Schwarzwald wird hinsichtlich seiner neuzeitlichen Einrichtung eingehend beschrieben. Auch den Gärten und vielen schönen Dingen, die unserem Heim den Ausdruck behaglichen Wohnlichkeit verleihen ist gebührend Rechnung getragen. Sehr nützliche Anregungen vermittelt der hauswirtschaftliche Teil des empfehlenswerten Hefes.

Die neue Linie, Januarheft 1951. Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weststrasse. Preis M. 1.—

Zwei Themen beherrschen dieses stattliche Heft: Karneval und moderne Wohnung. Es bietet für die Faschingszeit künstlerische Original-Kostümentwürfe, die das Gesicht des Karnavals im Spiegel der ver-



schiedenen Deutschen Landschaften zeigen. Unter dem Titel «Wie wohnen wir heute?» werden auf 10 Seiten praktische Ratschläge gegeben. Besonders interessant sind die Seiten «Die Mode, die wirklich getragen wird». Herausgehoben sei ferner der vortrefflich ausgebaute Unterhaltungs- und Reisetil der Zeitschrift auch in diesem Hefte. J. Kienzer, ein junger Tiroler Dichter, und N. Jacques schreiben über den Wintersport. Ilse Faber ist mit einer Novelle vertreten. Noch andere amüsante Beiträge ergänzen den Unterhaltungsteil.

Beyers Masken - Album 1931. Verlag Otto Beyer, Leipzig. Preis Mk. 2.—

Das Album bringt auf 24 meist farbigen Seiten die schönsten und originellsten Modelle und vielfache Anregung. Das Gewand, das die Trägerin in einen nekischen Goldfisch, einen Märchenprinzen u. s. w. verwandelt, kann mit Leichtigkeit in geschmackvoller, künstlerischer Ausführung selbst hergestellt werden ohne hohe Kosten. Auch der Mutter, die ihre Kleinen zu einem Kindermaskenball putzt, wird es Freude machen, die Kostüme für den «Herzensbrecher», das «Gänseblümchen» u. s. w. selbst zu schneiden. Es ist erstaunlich, was in diesem Album an wirklich feinen und künstlerischen Modellen geboten wurde.

Atlantis. Länder, Völker, Reisen. Hsg. von Martin Hürlimann. Berlin, Atlantis-Verlag. Januarheft 1931. Preis Mk. 1.50.

Das Heft bringt selten schöne Bilder aus Lappland, die die eindrucksvolle Schilderung eines Streifzuges durch Lapplands Berge von C. O. Petersen trefflich umrahmen. Anhand von nicht weniger als 20 prachtvollen und seltenen Aufnahmen, unter denen auch die Flugaufnahmen der Kilimandjarokrater zu finden sind, erläutert Dr. E. Carthaus die Erscheinungen des Vulkanismus. Die wichtigsten Vulkane der Welt sind hier in Bildern von unübertrefflicher Schönheit und Eindrucksstärke wiedergegeben, ein instruktives Studienmaterial, wie man es wohl kaum sonstwo zusammen findet. Franz Kuypers steuert zum gleichen Thema eine dramatische Schilderung des grossen Aetna Ausbruches vom November 1928 bei. Erwin Poeschl gibt eine geistreiche Charakteristik von Davos. Kleinere, besonders reizvoll illustrierte Beiträge schildern die Jagd auf Kakteen in Mexiko, die

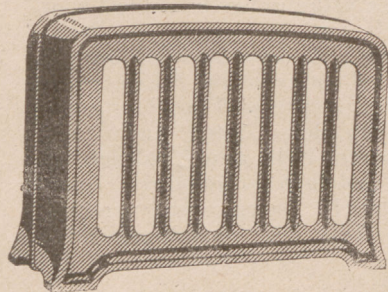
Auffindung einer neuen Katakomben in Rom und die jüngst in Ungarn gefundenen, alten skythischen Goldschätze. Eine meisterliche Novelle: «Der Termitenhügel» von Kurt Heuser und eine Erzählung des ostpreussischen Dichters Alfred Brust beschliessen das reiche Heft.

Der Katholische Gedanke. Eine Vierteljahrsschrift, hsg. vom Katholischen Akademikerverband. Jahrg. 5, Heft 4. Verlag J. Kösel und Pustet, München. Preis Mk. 2.—

Mit herrlichen, tiefgründigen Worten umreist Jacques Maritain im neuen Heft des «Katholischen Gedankens» kurz und knapp innerhalb eines ausführlichen Aufsatzes die vom modernen Katholiken zu bewältigenden Aufgaben. Ausser dieser ganz ausgezeichneten, feinsinnigen Arbeit enthält das neue Heft wieder durchweg beachtliche Beiträge: «Für eine katholische Universität» von Franz Xaver Münch-Köln. — «Das heilige Frankreich und die Grundlagen des geistlichen Lebens» (Fortsetzung) von Engelbert Krebs-Freiburg i. B. — «Wandel im Lichte. Religiöse Lesung des ersten Johannesbriefes.» von Thaddäus Soiron-München-Gladbach.

Hochland, Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Hsg. von Prof. Karl Muth. 28. Jahrgang, Heft 4. (Januar 1931) Verlag J. Kösel, München u. Kempten.

Inhalt: Das Schicksal der Volksbildung. Von Dr. Werner Picht. — Die Heidin. Erzählung von Ruth Schumann. — Ottokar Prohaszka. Ein grosser Bischof der Gegenwart. Von Professor Dr. Anton Schütz. — Die Krise der Familie. Von Dr. Heinrich Lechtepe. — Heimkehr. Gedicht von Josef Michtl. — Henry Adams. Ein amerikanischer Geschichtsphilosoph. Von Professor Dr. Gustav Müller. — An die Zeit. Gedicht von Leonore Geibel. — Rom als Grossstadt. Von Professor Dr. Robert Michels. — Kritik: Neue Bahnen in der Leben-Jesu-Forschung? Von Professor Dr. Heinrich Vogels. — Rundschau: Nachdenkliche Gratulation (Enrica von Handel-Manzetti) — Französische Selbstbetrachtung — P. J. G. Hagen zum Gedächtnis. — Gabriele d'Annunzio. — Die bibliotheca Hertziana in Rom. — Beilage: Bischof Ottokar Prohaszka (Porträtfotographie).



Die Weltmarke „Telefunken“

erhältlich bei

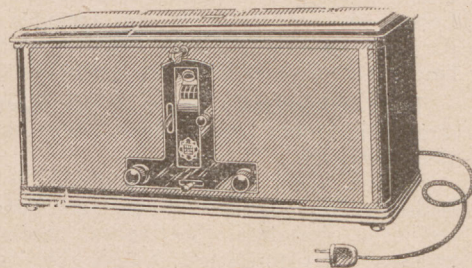
DENTZER & GRAMLING

Strasbourg

5, rue des Frères 5

Tél. 701.

Prospekt gratis.



Der Deutsche Rundfunk

Verlag Rothgiesser & Diesing
Berlin N 24

Die beste Radio-Zeitschrift

Elsass-Land Lothringer Heimat

11. Jahrg.

FEBRUAR 1931

2. Heft

Schurtag in Lothringen

Im Anschluss an meinen Artikel «Weibertage und Frauenrechte» (Elsassland 1930, 33 ff.) macht mich Prof. J. Schwaller (Bitsch) darauf aufmerksam, dass im Dagsburger Lande der Fastnachtstienstag bis auf den heutigen Tag als «Schürtag» gilt und gehalten wird. Eine alte Sitte will, dass man an diesem Tage unbemerkt in andere Häuser, besonders in die, wo heiratsfähige Mädchen sind, eindringt und «schürt», d. h. in der Küche alles durcheinander wirft und verstellt. Doch wehe dem, der sich dabei erwischen lässt!

Denselben Brauch belegt unter «schure» M. F. Follmann (Wtb. d. deutsch-lothr. Mundarten 1909, 469) für Rieding und Haspelscheid. Da wird an den drei Fastnachtstagen «geschurt». Die jungen Burschen dringen heimlich in die Häuser ein, besonders in diejenigen, wo ihre «Liebsten» wohnen, und bringen in der Küche alles in Unordnung: Das Wasser wird auf den Boden gegossen, das Geschirr aus den Schränken geholt und überall herumgestellt, einzelnes sogar verbrochen. Ohne den Namen «schure» erwähnt das Jahrbuch des Vogesenklubs die Sitte für Lascemborn, wo die jungen Burschen sich am Fastnachtstienstag verkleidet in die Häuser der Mädchen schleichen und alles durcheinander stellen. Sie schwärzen einander (?) und sperren die Türen zu, dass der Eigentümer selbst nicht mehr heraus kann (1887, III, 122). In Herrchweiler (Kr. Forbach) heisst der Brauch «Kich mache». Am fetten Donnerstag, dem Donnerstag vor der Fastenzeit, schleicht sich der Bursche, um seinen Schatz zu necken, in die Küche und sucht da alles auf den Kopf zu stellen (ebd. 122). Nach dem Follmann'schen Wörterbuch ist diese Sitte des «Küche machens» am fetten Donnerstag im deutschsprachigen Lothringen vielerorts der Brauch (S. 484). In Baumbiedersdorf (Kr. Bolchen) sagt man dafür die «Küche stellen». In dem an der Strasse nach

Lothringen gelegenen Saales (Kr. Molsheim) tritt sie uns als «faire le ménage» entgegen und wird in der Zeit von Maria Lichtmess (2. Februar) bis zum ersten Fastensonntag geübt. Wer bei dem Budenzauber erwischt wird, dem wird das Gesicht mit Russ geschwärzt (J B 1889, 152).

All diesen Bräuchen ist gemeinsam, dass sie in die Zeit der wieder erwachenden Natur fallen, dass die jungen Burschen in die Häuser ihrer Mädchen eindringen und dort allerlei Unordnung schaffen. Der letzte Umstand dürfte etwas Licht in die noch dunkle Etymologie des Schurtags bringen. Pfannenschmid erklärte schuren als ein gemeinschaftliches Mahl abhalten und dachte dabei an ein eigens zu diesem Zwecke errichtetes Haus (Schauer, Scheuer). Andere Forscher leiten den «Schauertag» von mhd. schûr Hagel ab und bringen den Namen mit den Hagelfeuern an Fastnacht zusammen. Einfacher und richtiger scheint mir die Ableitung von scheuern, reinigen im Bayrischen Wörterbuch von Schmeller-Fromann. Wenn gleich im Elsass das Zeitwort scheuern meist durch das Verbum putzen ersetzt wird, so ist das Wort «schure, schüre» nicht ganz aus dem elsässischen Wortschatze verschwunden. Der Dialekt des krummen Elsass hat noch heute schüre für scheuern. Ein Sprichwort aus Waldhambach sagt: Mit Schüre un Kehre kann mer sich nit ernähre. Strassburg hat die alliterierende Verbindung schüre un schinde für streng arbeiten. Und bildlich heisst eine schüre, einem einen Verweis geben, ihm gleichsam den Kopf scheuern, waschen. In erweiterter Bedeutung heisst schüren in der Umgebung von Strassburg und in Andolsheim bei Colmar, nach einer Hochzeit bei den Eingeladenen von Haus zu Haus gehen und zechen, wobei die Männer Wein, die Frauen Kaffee trinken (Els. Wtb. II, 431). Für Benfeld führen Martin-Lienhart noch den Ausdruck Schürtigbutz an für einen Men-

schen, der alle niedern Arbeiten verrichten muss (ebd. II, 128). Nach dem Wörterbuch von Menges-Stehle scheint in Schürtag der Grundbegriff reiben oder stossen zu sein. Sie führen als Beleg dafür den unterelsässischen Ausdruck verschüre, die Kleider oder die Haut abnutzen oder abscheuern an (Wtb. f. Elsässer 1911, 512). Auch Follmann a. a. O. erklärt lothringisch schure mit scheuern, putzen und übertragen als Unfug treiben. Wenn wir uns nun erinnern, dass alle Fastnachtsitten als gemeinsamen

Grundzug die Verkehrtheit haben, so ist es weiter nicht verwunderlich, dass schüren putzen, in Ordnung bringen auch in sein Gegenteil verkehrt worden ist und alles in Unordnung bringen heisst. Die Schurttage sind also kritische Tage höchster Unordnung, wo die gewohnte Ordnung des Alltags auf den Kopf gestellt wird und alles kunterbunt durcheinander geht. Wird nicht auch das «Kich mache und faire le ménage» in diesem ironischen Sinne gebraucht?

A. P.

Die Heylig Fantasnacht

Von Johannes Fischart (1545—1590)

Es kompt ein Zeit, heisst Fasenacht, in der regiert mit ganzer Macht ein Planet, heisst der Elsässer, macht einem oft das Köpflin schwer, den Beutel leer und schmal das Schmer. In dieser Zeit laufen wir oft dem Wirtshaus zu, denn sein Thor kennt ein jede Kuh, und saufen, bis wir stutzen und rufen dann dem Utzen. Die Fastnacht bringt uns Freuden viel mehr als sonst ein ganzes Jahr. Der mit der Katz gen Acker fährt, der eggt mit Mäusen zu. Also tut manch guter Gefährt, der lauft und schnauft und bricht viel Schuh und hat den Tag kein Ruh, die ganze Nacht darzu. Wer aber kann die Fastnacht brauchen, der gewinnt sein Brot ohne Händkauchen. Wer ein Pferd hat am Barren stan, zu Fuss darf er nicht gan, und wer des Weins nicht trinken mag, der ist nicht unsers Fugs, der zieh ins Bierland Kopenhag, da findt er bös Bier genug.

So gehn wir umb mit Prassen, Rasen, Dantzen, Mummen, Stummen, Prummen, Rennen, Fechten, Ringen, Stechen, Butzen, Mutzen und Larvieren, den Schnabelkönig führen; Teufelentzen, Mönchentzen, Weibentzen und Türkentzen mit toten Gespensten und Feuerschwänzen. So gibts dann Kleiderprentzen und Ohrensensen, Gellen und Bellen mit Narrenkolben,

Scharmützel mit der Wächter Igelskolben, Fenster einwerfen, die Bänke verrücken, die Glocken läuten, Schellen abschneiden, verkleiden, berusen und bekreiden. Sie brüteln Narren aus, halten Hans Sachsens Fastnachtsspiel, suchen die Fastnacht mit Fackeln, tragen die Hering an Stangen in' Bach. Da geht man auf hohen Steltzen mit Flügeln und langen Schnäbeln, wöllen Storchen sein. Da gibts wild Holzleut, tragen ein Dreck auf ein Kissen herumb, ein Pfeif drin, wehren ihm der Fliegen. Sie spielen die Schelmzunft, ziehen ein strohern Mann Kleider an und tragen ihn auf einer Bahr daher, als ob er gestern gestorben wär, mit ein Leinlach zugedeckt, mit Wachslichtern besteckt. Schau da, dort kompt der Herr von Runkel, bringt am Arm ein Kunkel. Die Magd zeucht des Knechts Hosen an. Sie suchen Küchlein in der Mägd Kammer, ja suchen Küchlein über dem Tisch, da man die Schuh unter das Bett stellt. Da gibts dann über ein Jahr Mehl- und Milchschreiling. Hie zum Schauertag, der lieben Weiber Sauftag, da sauft, dass man einander darvon trag. Ja in Summa: Mit solcher zucht man Fastnacht hält. Also behält man das Feld in der fastbutzigen Welt!



Aus H. Vogthers

Kunstbüchleln

Strassburg 1535

Predigtmärlein aus Geilers Predigten

Gesammelt von Dr. L. Pflieger

Um die Aufmerksamkeit der meist einfachen und ungebildeten Zuhörer zu fesseln, würzten die Prediger des Mittelalters ihre oft sehr langen Predigten mit allerlei kurzweiligen, oft spassigen Exempeln und Geschichten, den sog. Predigtmärlein. Unser berühmter Münsterprediger Geiler verdankte seine grosse Volkstümlichkeit nicht zu geringem Teil der reichlichen Anwendung dieses populären Mittels. Zu Nutz und Frommen unserer Leser wollen wir eine kleine Auslese von Geiler'schen Predigtgeschichtlein zusammenstellen. Sie veranschaulichen uns besser als eine gelehrte Abhandlung das Volksempfinden des ausgehenden Mittelalters.

1. Die Fastnacht zu Bologna

Es waren zwei Gevätern zu Bologna in der Stadt, die luden einander ein, als man da tut auf die Fastnacht, und wollten einen guten Mut haben. Und der eine hatte einen Hahn gebraten und trug ihn zu Tisch, und war fein und meisterlich bereitet, und schüttet eine Nägelbrüh oder Pfefferbrüh darüber. Er wusste ihn in einem Schnitt zu zerlegen. Als der ander Gevater sah, dass der Hahn so wohl zerlegt war, sprach er: Wäre Sankt Peter hier, er möcht ihn nicht wieder lebendig machen. Da sprach der, der ihn zerlegt hatte: Wäre Gott selber da, er möcht ihn nicht wieder zusammenbringen, also wunderbarlich ist er zerlegt. Von Stund an war der Hahn wiederum lebendig und hat wiederum Federn und krähet und schlug mit beiden Feticchen in die Pfefferbrühe, die spritzt ihnen in ihr Angesicht, davon wurden sie malatzig (ausätzig), und all ihr Geschlecht und Nachkommen wurden danach malatzig von der Gotteslästerung und wurden verbunden in den Dienst der St. Peterskirche zu Bologna, dass sie mussten Wannen oder Schaufeln oder Rittern machen allewegen.

Sehet da, wie Sankt Peter, der den Herren dreimal verleugnet, eh der Hahn zweimal krähte, mochte und wollte diese Gotteslästerung nicht leiden, die ihm geschehen war und Gott dem Herrn. Davon wurden sie gestraft, und ward der Hahn lebendig.

(Sünden des Munds)

2. Der Einsiedel als Gärtner

Ein Einsiedel hatte Kraut gesäet, da bat er Gott um einen Regen und meinte, es wäre gut, auf dass der Samen aufginge. Da gab ihm Gott den Regen. Darnach bat er Gott den Herrn um die Sonne, er gab sie ihm auch. Da es wollt dürr

werden, bat er abermals um einen Regen. Und Gott der Herr gab ihm Wetter, wie er wollt, und es wuchs ihm nichts. Da meint er, es wär ein Missgewächs in dem ganzen Land worden, weil das Seine nicht geraten war, und er hatte Geduld. Darnach da kam er zu einem anderen Einsiedel, da sah er, dass in seinem Garten das Kraut ineinander stund, und hübsches Kraut war überall. Da sprach er zu demselben. «Lieber Kraut ineinander stund und hübsches Kraut hast? Ich habe Gott gebeten um Sonne und um Regen, und wie ich wollte, also hatte ich Wetter, und ist mir nichts gewachsen.» Da sprach dieser Bruder zu ihm: «Darum, dass du weiser wolltest sein als Gott und ihn lehren witteren, davon ist dir nichts gewachsen. Aber ich hab Gott lassen wittern, wie er wollte, und hab überkommen solch hübsches Kraut.»

(Sünden des Munds.)

3. Der faule Kunz

Ein Edelmann hatte einen guten Voratz, dass er gen Rom wollte reiten und seine Sünden bessern und beichten. Der hatte einen Knecht, der hiess der faul oder wüst Kunz, den wollt er mit ihm gen Rom nehmen. Sie hatten aber ausgemacht, dass sie immer gegen Abend wollten reiten, so es kühl wäre, und auch gegen Tag an dem Morgen, wenn es im Sommer wäre, dass sie immer in der Kühle ritten und in der Hitze still lägen und ruheten. Als sie eines Abends ausritten, der Junker und der wüst oder faul Kunz, und an eine Herberge kamen, assen und tranken sie und legten sich danach schlafen, dass sie nach Mitternacht auf wären und fürbass hinweg ritten. Da es Tag wurde, rief der Junker seinem Knecht, dem faulen Kunz und sprach: «Kunzo, stand auf, es wil tagen, und gib den Rossen Futter, dass wir hinweg reiten.» Der Knecht sprach: «Es ist noch nicht Mitternacht, Junker, schlaft noch, ich will Euch nicht lassen verschlafen.»

Aber eine lange Weile danach schrie der Junker abermals: «Wohlauf, Kunz, denn es ist Zeit, es wil tagen, dass wir in der Kühle reiten gegen Tag.» Der Knecht Kunz war faul und hatte noch nicht genug geschlafen, er hatte an dem Abend zuviel getrunken und hatte des Weins mehr bei ihm denn des heiligen Geists. Er antwortete und sprach: «Junker, Ihr seid ein unruhiger Mann, es ist noch nicht Tag». Der Junker wartete noch eine Weile und weckte dann den Kunz, er sollt aufstehn, es wäre Zeit. Es waren aber die Läden zu, dass es ganz dunkel

war. Kunz öffnete ein Türlein und meinte, es wäre ein Ladentürlein, da war es aber ein Kenstertürlein, das war neben einem Laden, und er gucket in das Kensterlein hinein, da war es finster. Da sprach er: «Junker, es ist noch finster, dass einer einem ein Aug ausstechen könnte, schläft weiter.» Ueber eine Weile ruft der Junker abermals: «Auf, Kunz, es ist schier Tag. Der Morgenstern ist aufgegangen.» Kunz stund auf und lugt abermals in das Kensterlein. Der Junker stand auf und lugt auch in das Kensterlein, da war es noch finster. Sie legten sich wieder und schliefen, bis es heller Tag war, etwa neun oder zehn im Sommer. Als der Junker wiederum erwacht, schien die Sonne durch die Spalten der Laden; er stiess die Laden auf, da war die Sonne über alle Berg auf, der Knecht stand auf und rüstet die Ross zu und füttert sie und rüstet sich zu reiten. Als man reiten sollt, da war es etwa um die zehne. Da sprach der wüst Kunz: «Junker, es wär Zeit, dass wir zu Morgen essen.» Sie assen; da sie gegessen hatten, da wollt der Junker reiten, da sprach der wüst Kunz: «Junker, es ist gleich Mittag, warum wollt Ihr in der Hitz reiten, Ihr verderbt Euch und die Pferd. Es ist die Lämmerhitz, die Vögel ruhen, und die Mönche schlafen.» Also folgt der Junker dem wüsten Kunzen und bleibt da den ganzen Tag. Und er sah, dass er mit dem wüsten Kunz sich versäumt hatte und nirgend wohin mit ihm könnt kommen, und er kehrt wieder heim den andern Tag und ist nie gen Rom gekommen.

(Brösamlin)

4. Die geizige Frau

Ein Mann lag in den letzten Zügen. Die Frau und die Kellerin (Magd) sagten zueinander, wo sie ein Totentuch nähmen, da man ihn dreinleget. Die Kellerin sprach: «Ihr habt viel Leilachen im Haus.» Die Frau antwortet: «Sie sind alle zu gut, gang, kauf mir ein alt Leilachen.» Sie bracht eins, die Frau sprach: «Es ist zu lang, hau es ab.» Der Mann hört alles und sprach: «Ja, Frau, schneid es ab, mach es kurz genug, dass es mir nicht vor die Füss hängt, denn ich hab einen weiten Weg zu gehen.» Sehet, wie lieb sie ihn hat!

(De Arbore humana)

5. Der grösste Narr

Es wollt ein reicher Mann sterben, der setzte zwei Testamentsvollstrecker ein; die mussten ihm schwören, das Testament auszurichten, und er sandte sie fort, eine grosse Summe Gulden dem allergrössten Narren zu geben, den man im Lande finden möchte. Denn er war selber ein grosser Narr gewesen. Da fingen sie an, den grossen Narren zu suchen, und fanden viel Narren, meinten aber doch, noch einen närrischeren zu finden. Da sie also un-

gingen zu suchen, da kamen sie zu einer Stadt, da führte man ihnen einen Mann entgegen, der war nacket und gebunden, den wollt man hängen. Sie fragten, wer der gewesen und was er getan hätte. Man gab ihnen Antwort, es wär ihrer Stadt Gewohnheit, dass sie alle Jahr einen zu einem Herren der Stadt aufnehmen und liessen ihm seinen Willen und Mutwillen ein Jahr. Wenn das Jahr vorbei ist, so hängt man ihn also wie den an den Galgen. Die Testamentsvollstrecker sprachen, es ist ein Wunder, dass ihr allweg einen Herren findet, dem ihr solchen Lohn gebt. Man antwortet ihnen, es ist nicht nötig, dass wir sie suchen, sie kommen selber und bitten um das Amt und geben Gaben darum. Sie gingen in die Stadt und fanden einen solchen, der mit Gut und Bitten erwarb, dass er zu dem Amt kam. Da setzte man ihn auf einen hohen Sessel und tat ihm grosse Ehre an mit Anbeten und Tanzen. Da er in seinen Ehren sass, da erwarben die Testamentsvollstrecker Erlaubnis, mit ihm zu reden. Als sie zu ihm kamen, sprachen sie: «Herr, unser Herr hat euch diese Summe Gulden zu einem Testament gemacht.» Er sprach: «Er hat mich doch nicht gekannt.» Sie sprachen: «Wir haben ihm einen Eid geschworen an dem Todbett, dieses Geld zu geben dem allergrössten Narren, den wir finden. Nun sind wir weit und fern gezogen und meinen, dass du der allergrösste Narr seiest, der auf Erden ist, und meinen auch, wir mögen keinen grösseren Narren finden, denn du hast vergessen, den man heut erhängt hat, der dein Vorfahr war, und du weisst nicht, dass deine Ehre kurze kurze Zeit währt. Also wird es auch dir ergehen.» Dieser war der närrischste.

(De Arbore humana)

6. Der Esel und das Hündlein

Ein Bauer hatte einen Esel und dazu ein Hündlein. Das Hündlein war gar lieb. Das verdross den Esel, und er dachte bei sich selbst: «Wohlan, du musst Stoppeln fressen, du musst schwer tragen, dir möchte oft der Rücken zerbrechen und bringst dem Herren grossen Nutzen und bist unglücklich. Aber das faule Lötschlein liegt hinter dem Ofen und isset das Allerbest und ist dem Herrn lieb. Wie könntest du auch eine List erdenken, dass dich der Herr lieb gewinnt wie das Hündlein?» Und er nahm fleissig wahr, was des Hündleins Werk war, damit er sich so beliebt bei dem Herrn könnte machen. Und er sah, wann der Herr kam, so lief es ihm entgegen und sprang auf und warf sich um, bumperlibum, und wedelte mit dem Schwanz. Das gefiel dem Herrn wohl. Der Esel dachte: «Das willst du auch wohl tun». Einst kam der Herr heim, da lief ihm der Esel entgegen, warf sich vor ihm um, hüpfte und sprang gegen ihn



Des Doktors Kanzel. Holzschnitt aus dem Jahre 1513

auf und schlug ihn mit den Hinterfüßen vorn an die Brust, dass der Herr schrie, der Esel sei unsinnig geworden. Da liefen die Knechte hinaus und schmierten ihm die Haut mit Bengeln.

So geschähe es auch einem Alten, der da Scherzwort wollte treiben, die einem Jungen zustehen. Es würde ihm ebenso anstehen, wie einem Storchen ein schönes Hütlein.

(Sünden des Munds)

7. Die falschen Freunde

Einmal wurde ein Armer Bischof. Da kamen die Leute in Menge und stellten sich ihm als seine Vettern, Freunde und Verwandte vor. Er nahm sie freundlich auf, richtete aber die Frage an sie: «Wie alt seid ihr eigentlich?» Als sie ihm ihr Alter angaben, sprach er: «Nein, dann könnt ihr meine Vettern, Freunde und Verwandten nicht sein, denn gestern, da ich arm war, hatte ich noch keine Freunde und Ver-

wandten; wer das sein will, darf höchstens einen Tag alt sein.

(Narrenschiff)

8. Die demütige Klausnerin

Eine beschlossene Klausnerin schalt sich selbst vor Gott in ihrer Andacht und erzählte ihre Sünden und bekannte, wie sie der allerschönödeste Mensch und grösste Sünder wäre auf dem Erdreich. Das tat sie zu öfteren Malen. Dies hörte ihre Dienerin, die ihr beigegeben war, das sie ihr Handreichung täte ihrer Nahrung halber. Sie hatte gar einen grossen Zulauf von Menschen wegen ihres heiligen und abgeschiedenen Lebens. Da begab sich, dass eine Person die Dienerin fragte, was die Klausnerin für ein Leben führe, da sie doch ein Mensch wäre, ab sie so heilig sei, als man von ihr sagt. Sie antwortete: «Ich sag euch fürwahr, dass kein böseres Weib auf Erdreich ist als sie, voll aller Laster und Sünden, und ist nicht würdig, dass sie das Erdreich trägt.» Das

erhörte die Klausnerin und schrie mit heller Stimme zum Fensterlein heraus: «Du lügst, es ist nicht wahr, dass ich eine solche sei.» Da antwortet die Dienerin: «Ich hab es doch aus Euerm eigenen Mund gehört, dass Ihr das selbst von Euch gesagt habt, und ich hab gewähnt, Ihr habet wahr gesagt und hab ich Euch nicht für eine Lügnerin gehalten.»

(Der hellisch Löw)

9. Der betrogene Dieb

Glaube dem Glück nicht, betrüge dich nicht selber, du wirst sonst betrogen, wie ein Dieb betrogen ward, der beim Mondschein stehlen wollte. Der Hausvater, der es merkte, sprach zu seiner Hausfrau: «Da ich ein junger Gesell war, da stieg ich in die Häuser, um zu stehlen, und sprach den Segen. Entschlafen dann die Leute in dem Haus, in kraft dieser Worte, so liess ich mich an dem Mondschein hinab und nahm, was mir eben in die Hände kam.» Der Dieb hörte das und sprach den Segen. Da fing der Hausvater und die Frau an zu schnarchen, als schliefen sie. Der Dieb liess sich am Mondschein herab und zerfiel den Kopf und den Leib und ward gehenkt.

Also wird es dir auch gehen, wenn du dich an das Glück hältst und hoffest, weil es anderen sei gegangen, wird es dir auch also gehen.

(Narrenschiff)

10. Das rechthaberische Weib

Ein Weib ging mit ihrem Mann über eine Matte, die war gemäht. Sprach die Frau: «Sieh, wie ist die Matt geschoren.» Sprach der Mann: «Sie ist nicht geschoren, aber gemäht.» Antwortet die Frau: «Sie ist geschoren.» Das Gezänk währt also lang, bis dass der Mann sie in einen Graben warf, dass das Wasser ob ihr zusammenschlug und sie nicht mehr reden konnte. Da stiess sie die Hand über das Wasser heraus und macht mit zweien Fingern eine Scheer, dass die Matt doch geschoren wär und nicht gemäht, und also auf ihrer Meinung und Worten wollt bleiben.

(Das Irrig Schaf)

11. Knoblauchpflaster und Eselspillen

Es sind etliche Personen ungeschickt zu Aerzten, sie haben nicht auf Arzt gelernt, als da sind die Quacksalber (Geiler hat: empirici), Landbescheisser, die sich unterwinden, was sie nie gelernt haben. Sie sind gleich einem Bauern, der mit einem Pflaster von Knoblauch die Fersen an dem Fuss und ein Aug heilen wollt, und macht ihn ganz blind.

Es war ein anderer Bauer, wollt Arzneien, hatte Pillen, die gab er jedermann, dem etwas fehlte. Ein anderer Bauer hat einen Esel verloren, der kam zu diesem, er sollte ihm die Pillen auch geben, seinen Esel zu finden. Er gab

sie ihm. Morgens ging der Bauer aus, wollt seinen Esel suchen, da fingen die Pillen an zu wirken. Der ward gezwungen in einen engen Weg und Gebüsch zu gehen, sein Notdurft zu tun, da fand er seinen Esel da stehen an einer Stauden Blätter essen, da lobt er die Arznei, sie hätte ihm seinen Esel gefunden.

(Narrenschiff)

12. Der Bischof und der Bauer

Ein Bischof ritt einmal über Feld mit vierzig Pferden und mit seinem Zug. Da liess ein Bauer den Pflug stehen und sah dem Zug zu, hatte das Maul offen und die Hände in die Seiten gestellt. Der Bischof sah es, ritt zu ihm und sprach: «Meier, was denkst du, dass du uns also zulugst?» Der Bauer sprach: «Herr, ich hab gedacht, ob Sankt Martin auch so mit einem reissigen Zeug geritten sei, der auch ein Bischof war.» Der Bischof ward rot im Antlitz, schämte sich und sprach: «Ich bin nit allein ein Bischof, ich bin auch ein weltlicher Fürst, jetzt bin ich ein Fürst. Willst du aber einen Bischof sehen, so komm auf den Tag in die Kirchen, wann ich werde das Hochamt haben. Der Bauer fing an zu lachen. Der Bischof fragte ihn, warum er lache; der Bauer sprach: «Herr, da lach ich, da Gott vor sei. Wenn der Teufel den Fürsten zuletzt holt, was tut der Bischof dazu?» Also fuhr der Bischof davon.

(Narrenschiff)

13. Das Ferkel stösst das Sauermilchhäflein um

Es war eine arme Witwe, hatte ein Sach vor einem Richter, dem schenkte sie ein Häflein mit Sauermilch, er sollt ihre Sache beschirmen. Er gab ihre Sache gewonnen und sprach, sie hätte eine gute Sache, dürft keine Sorge haben. Sie war froh. Da kam die Gegenpartei, war reich und schenkte dem Richter ein Ferkel. Da der Tag des Ausspruchs des Urteils kam, ging es wider sie, und sie verlor das Urteil. Da kam sie zu dem Richter und sprach: «Herr, wo ist mein Sauermilchhäflein?» Er antwortete: «Das Ferkel hat es umgestossen.»

Also wahrlich geschieht es, dass die Zungenkrämer wissentlich falsche Sachen beschirmen zu beiden Parteien, seellos, sorglich und schädlich Volk allen Menschen. Wahrlich seellos sind sie und böse Christen, nach gemeinem Sprichwort: Roller (Fuhrleute), Zoller (Zöllner), Schergen, Fergen, Aerzte, Poeten und Juristen sind sieben böser Christen.

(Narrenschiff)

14. Die Gans

Es begab sich einst, dass ein Einsiedel in eine Stadt ging mit einem jungen Bruder, den er von Jugend auf erzogen hatte. Denselben Bruder wollt der Altvater bewähren, was hinter ihm stecke. Da sie nun mit einander in die Stadt kamen, da sah der jung Bruder viel



Henri Bacher fec.

Reichenweier

Frauen hin und her gehen. Er gaffte sie an wie ein Kalb ein neues Tor und verwunderte sich darab. Denn es war ihm ein seltsam Ding, hatte vorher nie keine Frau noch gesehen. Denn er war von seinen kindlichen Tagen auf im Kloster gewesen und war darin erzogen worden. Er fragt den Altvater, was diese Ding wären. Der Altvater antwortete ihm und sprach: «Es sind Gäns.» Denn die Frauen hatten weisse Schleier aufgesetzt. Der junge Bruder schwieg und liess ein Ding ein Ding sein. Als sie darnach heim kamen in ihr Kloster, da begab es sich über ein Tag oder zwei, dass der junge Bruder anfang bitterlich zu weinen und gehub sich fast übel. Da fragt ihn der Altvater, warum er weinet. Da sprach der junge Bruder: «Ach, Vater, soll ich nicht weinen? Ich wollt gern eine Gans haben.» (Narrenschiff)

15. Wie sie ihren Mann liebte

Es war ein reicher, einfältiger Bauer, der liess seiner Frau viel Gut und machte doch ein Testament, dass er sich Freunde mache von seinem Gut. Sprach zu seiner Frau, den Ochsen sollt sie verkaufen und das Geld Gott geben um seiner Seele Heil willen. Der Mann starb. Sie

fuhr zu Markt mit dem Ochsen, dem hat sie einen Hahn an den Schwanz gebunden. Nach langem verkauft sie den Ochsen für einen Kreuzer und den Hahn für zehn Gulden. Den Kreuzer teilt sie aus für ihres Mannes Seele. (Narrenschiff)

16. Der Edelmann und der Narr

Es war ein Edelmann, der hatte einen Habicht und lobt den Vogel, wie gut und köstlich er wär. Der Narr in dem Haus hört das und gewann eine Liebe zu ihm. Als der Junker hinwegritt, da nahm der Narr den Vogel und briet ihn und ass ihn. Da der Junker wiederum kam, da sprach der Narr zu dem Junker: «Du hast nicht wahr von dem Habicht gesagt, dass er gut sei, er ist zäh zu essen gewesen, ich konnt ihn nicht zerbeissen.» Der Junker ward zornig über den Narren, da wollte der Knecht den Narren heimlich hinwegtragen in einem Habersack. Da der Junker fragt, was trägst du da, erschreck der Knecht und schwieg. Da forcht der Narr den Junker wegen dessen, das er getan hatte, und sprach: «Junker, er trägt Haber.» Da sah der Junker, dass er ein Narr war, und liess ihn gehen. (Brösamlin)



Der Narr mit
den Raben
(1494)

Holzschnitt aus
Brants „Narren-
schiff“

Der alte botanische Garten zu Strassburg

Vor 50 Jahren wurde der botanische Garten bei dem neuen Universitätsgebäude angelegt. Der alte botanische Garten Strassburgs, eine der ältesten derartigen Anlagen in Europa, lag gegenüber dem ehemaligen Akademiegebäude. Seine Einrichtung wurde bereits im Jahre 1619 auf Magistratsbeschluss begonnen. Die ersten Einrichtungskosten wurden z. T. durch Spenden und Sammlungen bestritten. Unter den verschiedenen Gelehrten, die damals an der Strassburger Universität wirkten, war Professor Sebitz einer der angesehensten. Die Liste zum Einzeichnen von Beiträgen zur Errichtung eines botanischen Gartens, die er unter den Studenten in Umlauf brachte, füllte sich mit namhaften Spenden. Auch der Ammeister Storck und viele Strassburger Bürger beteiligten sich mit hohen Beiträgen.

So konnte die Anlage des Gartens rasch gefördert werden. Ein Teil davon wurde auf dem Gelände des Friedhofes des ehemaligen Klosters von St. Nikolaus in undis angelegt. Der erste Direktor des Gartens war Johann Rudolf Saltzmann. Ihm folgte Professor Sebitz. Dessen Nachfolger Mappus (Vater) legte den ersten Katalog des Gartens an. Dieser im Jahre 1691 herausgegebene Katalog, welcher etwa 1600 Nummern aufzählt, war einer der ersten Kataloge botanischer Gärten, und daher kann aus ihm ersehen werden, welche Pflanzen man damals in botanischen Gärten überhaupt anzubauen pflegte.

Die Einnahmen des Strassburger botanischen Gartens waren recht bescheiden. Ausser einer Rente im Betrage von 300 Livres verfügte der Haushalt nur über den Betrag von 7—800 Livres, den die Studenten durch eine freiwillige Steuer von je 6 Livres aufbrachten. Die Stadt musste daher für die meisten Ausgaben aufkommen. Sie bezahlte die Gehälter für den Gärtner und dessen Gehilfen, stellte die nötige Pflanzenerde, den Dünger, das Heizmaterial für die Gewächshäuser — 1638 errichtet und 1800 neu erbaut — und gewährte dem Gärtner jährlich eine gewisse Summe für Reisen, die er unternahm, um neue Pflanzen zu kaufen oder gegen andere zu vertauschen. In den Jahren 1736 und 1770 erfuhr der Garten bedeutende Erweiterungen. Unter den späteren Leitern des Gartens nennen wir besonders Spielmann, der 1783 starb, nachdem er 34 Jahre den Garten geleitet hatte, und Hermann, den Gründer des Strassburger naturgeschichtlichen Museums.

Ueber die Erweiterung des botanischen Gartens geben uns spätere Kataloge Aufschluss. Ein von Professor Spielmann herausgegebener Katalog aus dem Jahre 1766 weist 2200, ein zweiter von demselben Verfasser im Jahre 1781 aufgenommener enthält bereits 2900 Nummern. Professor Nestler zählte 1818—1819 deren 3400 und Professor Féé übernahm 1836 den Garten mit 4700 Nummern, welche sich auf 144 verschiedene Familien verteilten. Unter seiner Leitung überstieg die Zahl bald 5000. Besonders bereicherte er den Garten mit einer grossen Anzahl Vertreter aus den Familien der Palmen, der Orchideen, der Farnkräuter und der Nadelhölzer. Der Strassburger botanische Garten stand in regem Verkehr mit den meisten botanischen Gärten Frankreichs und Deutschlands, und Berlin, Wien, Leipzig, München, Halle, Frankfurt und Karlsruhe entlehnten öfters seltene Pflanzen aus unserem botanischen Institut.

Mitte des vorigen Jahrhunderts war einmal ernstlich davon die Rede, den botanischen Garten in die Orangerie zu verlegen. Es war dies zur Zeit, als man die kaiserliche Tabakmanufaktur baute. Da die Stadt das Dettling'sche Gut hinter der Orangerie angekauft hatte und ausserdem hinter dem letzteren noch städtische Grundstücke besass, welche bei der Anlage des Gartens hätten herangezogen werden können, so wäre hinreichend Platz dagewesen, um den botanischen Garten der Orangerie anzugliedern. Das durch die geplante Verlegung freigewordene Gelände des Gartens bei dem Akademiegebäude sollte zum Bau einer Waschanstalt und eines Volksbades benutzt werden, welche dem Arbeiterstande gegen eine mässige Gebühr zur Verfügung gestellt werden sollten und welche die Tabakmanufaktur mit dem nötigen Wasser zu speisen gehabt hätte. Der Plan wurde jedoch wieder aufgegeben, und so verblieb der Garten an seiner ursprünglichen Stelle.

Zum Schluss mag auch noch daran erinnert werden, dass während der französischen Revolution von 1789 der botanische Garten einige Zeit bedroht war, gänzlich zerstört zu werden. Man wollte den Garten in einen Kartoffelacker umwandeln. Aber es gelang dem damaligen Leiter Hermann, die Ausführung dieses barbarischen Planes so lange hinauszuschieben, bis die Stürme sich etwas gelegt hatten. So konnte er den Garten retten. St. P.

Un Soldat lorrain

Le Marquis Frédéric de Chérisey¹⁾

Par J. L. Matter

J'ignore, si à l'heure où j'écris cette courte biographie, il y a encore des représentants en Lorraine, de cette antique et ancienne famille de Chérisey, une des plus illustres du pays. Son origine remonte avec certitude au 13^e siècle. Les Chérisey étaient des soldats avant tout. Les annales de l'Histoire de France, de la France militaire, sont remplies des beaux faits d'armes accomplis par un grand nombre de chevaliers, de soldats de ce nom. «Toujours tout droit», telle était leur devise. Et dans les batailles pas d'ennemis assez puissants pour les intimider, pas de château assez fort qui pût leur résister, pas de ponton qui leur parût imprenable. Renaud, Jean de Chérisey étaient des croisés célèbres; Perin, Christophe, Warin étaient en leur temps des chevaliers redoutés dont on cherchait l'appui et l'alliance.

Dans les temps modernes nous voyons Charles, comte de Chérisey, commencer cette série non interrompue de service et dévouement à la France, dont la famille de Chérisey peut à juste titre s'enorgueillir. A Charles succèdent en effet, le marquis Louis I^{er}, lieutenant-général des armées du Roi, premier lieutenant de ses gardes du corps, grand'-croix de St. Louis, gouverneur du fort St. Jean de Marseille; Charles-Paul-Emile, chef d'escadre des armées navales, officier brave et vaillant récompensé même par le gouvernement révolutionnaire de 1793, tandis que Louis II et Louis III luttèrent contre ce même gouvernement dans les armées alliées; Charles-Aug. René qui se distingua à la bataille de Castelfidardo comme officier d'ordonnance du général de Lamorcière, aux Zouaves pontificaux; enfin Louis-Frédéric-Victor dont nous allons nous occuper.

Attaché à la maison militaire de Napoléon III, officier de la Légion d'honneur, commandeur de l'ordre de St. Stanislas de Russe, officier de l'ordre de la couronne royale de Prusse, officier de l'ordre de Medjidié, chevalier de l'ordre de St. Maurice, Frédéric de Chérisey était l'incarnation vivante de soldat français.

1. Débuts du jeune officier

Né à Paris de la famille noble de Chérisey, le 20 novembre 1824, le jeune comte manifesta dès sa première jeunesse un goût prononcé pour les armes; malgré l'avis des siens il s'engagea comme volontaire le 15 février 1845 à l'âge de 21 ans, au deuxième régiment de chasseurs à cheval. Le jeune volontaire s'était promis à lui-

même de suivre les exemples de son père. On verra par la suite du récit qu'il tint scrupuleusement sa parole, et s'il n'arriva pas au sommet de la hiérarchie militaire qu'avait occupé son père, ce ne fut pas par manque de valeur personnelle, mais grâce à des influences politiques qui ne pardonnèrent pas en ce temps de suspicion et d'animosité séctaire au colonel de Chérisey, d'avoir été l'officier d'ordonnance d'un souverain que sa mémoire et son cœur continuaient d'honorer et d'estimer aux jours sombres de l'exil et de la déchéance qu'aux années heureuses et brillantes d'un passé qui ne fut pas sans gloire ni sans éclat pour la France.

Les premières années du jeune chasseur furent absolument dénuées du prestige dont ses rêves d'enfant et d'adolescent avaient, en contemplant maintes fois le portrait paternel, enguirlandé cette carrière. Il lui fallut conquérir ses grades non pas dans le tumulte des combats, dans les dangers des luttes sans cesse renouvelées; mais dans les exercices quotidiens et monotones de la vie des garnisons, vie mathématique, sans imprévu, droite comme une route sans fin, dont le jeune soldat à la nature vivace et à l'imagination turbulente, s'accommodait difficilement. Cependant, imbu de principes élevés, il sut rester bon soldat; et après avoir vu successivement ses bras ornés des modestes galons de brigadier, puis de ceux plus brillants de maréchal des logis, il arrivait à la fin de sa 4^e année de service au grade d'adjudant sous-officier, puis le 6 décembre 1850, son travail, sa bonne conduite, son instruction militaire, ses brillantes qualités de cavalier étaient récompensés par le grade de sous-lieutenant au 5^e hussards.

Il ne devait faire qu'un court séjour dans ce corps de troupe. Depuis bien longtemps déjà, Frédéric de Chérisey tenait à faire campagne. La vie de garnison pesait à sa vie primesautière et vigoureuse. Grâce à des démarches faites dans le but de passer en Afrique, grâce également à de hautes protections il parvint à permuter avec un de ses camarades du 1^{er} chasseurs d'Afrique à la fin de l'année 1853. Son rêve le plus cher était réalisé. Il allait enfin fouler ce sol africain, témoin depuis vingt ans de si beaux et héroïques faits d'armes. Il faisait partie de cette lumineuse pléiade d'intrépides jeunes gens qui

¹⁾ D'après des documents communiqués à l'auteur par Mme la Marquise Frédéric de Chérisey.

avaient porté si haut la réputation déjà légendaire à cette époque des vaillants chasseurs.²⁾ Aussi fut-ce avec une réelle joie qu'il se trouva au milieu de ses camarades, impatient de prendre bientôt part à une expédition. Mais ce ne fut pas l'Afrique qui devait lui servir de champ d'expérience. En effet, peu de temps après son arrivée au 1^{er} Chasseurs (fév. 1854) éclata la guerre d'Orient qui allait mettre aux prises d'une part la France, l'Angleterre et la Turquie, d'autre part la Russie.

2. La guerre d'Orient (1854) L'Afrique — l'Italie

Dès le 15 février 1854 quatre escadrons du 1^{er} Chasseurs d'Afrique étaient embarqués pour rejoindre le corps expéditionnaire français en voie d'organisation à Gallipoli. Frédéric de Chérisey appartenait alors au 1^{er} escadron du régiment, avec lequel il débarquait le 22 mai à Gallipoli; le 12 juin suivant, il était avec son régiment en route pour Andrinople, puis pour Varna quelques jours plus tard. Le choléra sévissait alors avec violence sur nos troupes, les décimant cruellement, et si le premier chasseur fut épargné, c'est à l'exemple d'énergie donné par ses officiers qu'il faut en attribuer la cause. Le 28 août 1854, l'armée française s'embarquait pour la Crimée où elle débarquait le 14 sept. suivant sur la plage d'Old-Fort; le 19 sept., le sous-lieutenant de Chérisey recevait le baptême de feu à la glorieuse bataille de l'Alma. Son escadron avait été attaché dès son arrivée à la Crimée à la division du Général Bosquet et prenait une part très active à cette lutte qui finissait par la déroute de l'armée russe et enveloppait d'un linceul de gloire le maréchal de St. Arnaud, succombant quelques jours après cette belle victoire. Jusqu'au 25 octobre la cavalerie française resta spectatrice de la lutte grandiose qui avait lieu à quelques kilomètres de son camp. Les travaux du siège de Sébastopol qu'on allait entreprendre avaient été poussés assez activement et les batteries anglo-françaises avaient ouvert un feu terrible sur les ouvrages de défense. Les Russes, avec une énergie remarquable, réparaient les brèches à fur et à mesure qu'elles se produisaient, et dès ce début de la lutte il était facile de prévoir que celle-ci serait longue, pénible et surtout meurtrière.

Le 23 octobre, le 1^{er} Chasseurs d'Afrique formant brigade avec le 4^e Chasseurs, sauve à Balaklava d'une perte certaine la Cavalerie anglaise du général Cardigan, qui a été lancée imprudemment à la charge contre des forces importantes de l'ennemi. Grâce aux chasseurs d'Af-

rique qui s'élançèrent avec leur «furia» ordinaire sur les bataillons russes et les maintinrent, les débris de la brigade anglaise purent se reformer et échapper à l'étreinte mortelle qui un moment l'avait enserrée. — Le 5 nov. suivant, le 1^{er} escadron, toujours attaché à la division Bosquet, prend une part sérieuse à la sanglante lutte d'Inkermann. Trois fois il fut lancé à la charge contre les colonnes ennemies et la brillante bravoure de nos chasseurs d'Afrique sut arrêter ces colonnes et donner au reste de nos troupes d'infanterie le temps d'arriver sur le champ de bataille. Dans cette action, le sous-lieutenant de Chérisey fut superbe d'entrain et d'énergie, et signalé le soir même à son colonel par son chef d'escadron M. du Preuil, qui fut plus tard un des plus éminents généraux de Cavalerie. Il fut alors proposé d'office pour lieutenant avec le No. 1 de la division des chasseurs d'Afrique.

Le 30 décembre suivant, il assiste à la reconnaissance offensive dirigée par le Général Morris dans la vallée de la Tchernaiâ. Cette fois encore il a l'occasion de charger avec son escadron trois sotnias de cosaques qui sont mises en déroute et culbutées complètement après un combat à l'arme blanche. Cette journée coûta au 1^{er} chasseurs d'Afrique un officier et un sous-officier blessé, ainsi que sept cavaliers. A la fin de février 1855, de Chérisey est attaché à l'Etat-major du général Bosquet en qualité d'officier d'ordonnance puis, quelques jours plus tard, promu comme lieutenant au choix et maintenu avec ce grade au 1^{er} chasseurs. Dans ses nouvelles fonctions, le jeune officier n'allait pas se reposer sur ses lauriers. D'une activité inlassable le Général Bosquet exigeait de son entourage le même entrain et la même ardeur. Sans cesse en éveil et prêt à toute alerte, il allait chaque jour et chaque nuit inspecter les lignes de tranchées occupées par les troupes françaises, s'exposant aux endroits les plus périlleux, voulant voir tout et se rendre compte des disposition offensives qui pouvait concevoir l'ennemi.

Dans ces dangereuses promenades, le général Bosquet se faisait toujours accompagner par son aide-de-camp Ballaud et par un de ses sous-officiers d'ordonnance; disons à cet égard que son choix s'arrêtait presque toujours sur le lieutenant de Chérisey dont il aimait la gaieté juvénile et le communicatif entrain. Aussi ne ménageait-il pas à celui-ci les plus délicates missions.

Le 8 sept., de Chérisey prend part à la prise de la fameuse et terrible tour de Malakoff, cette clé de la défense de Sébastopol, et fait vaillamment son devoir; et c'est miracle que dans cette meurtrière et sanglante affaire qui coûta la vie à tant de braves, il sortit indemne de toute blessure; car constamment il fut au premier rang de

²⁾ Le corps des «Chasseurs d'Afrique» fut créé par le baron Max. Jos. de Schauenburg, auteur du traité militaire «de l'emploi de la cavalerie à la guerre».



A. Pellon

Cathédrale de Metz

nos colonnes d'assaut, transmettant les instructions du général et lui rendant compte de la position progressive des troupes d'attaque. Près du petit redan qu'attaquait vers deux heures de l'après-midi la 4^e division du corps, le général Bosquet tomba frappé derrière l'épaule droite par un éclat d'obus. Ce fut le lieutenant de Chérisey qui le reçut dans ses bras, gravement mais non mortellement blessé. De Chérisey fut pour sa belle conduite nommé chevalier de la Légion d'honneur.

Dès la signature de la paix, en janvier 1856, le Lieutenant de Chérisey revint à son régiment de chasseurs d'Afrique, et avec lui quitta la Crimée, le 5 mai suivant pour rentrer en Algérie, où bientôt il allait prendre part à de nouveaux combats. En Août 1856, les 1^{er}, 2^e et 6^e escadrons du 1^{er} Chasseurs d'Afrique sont appelés à coopérer dans la colonne du Général Jusuf, à l'ex-

pédition de Kabylie. De Chérisey qui était alors lieutenant en premier au 2^e escadron du régiment, est donc de cette expédition; le 28 sept., à la tête de son peloton il combat les Beni-ben-Abdon, qu'il met en déroute complètement. L'année suivante, il fait, de mai à juillet, l'expédition de la Grande-Kabylie, dont la conquête est définitive après maints combats glorieux, dans lesquels, en ce pays de montagnes, la cavalerie n'a pu jouer qu'un rôle secondaire. — Après un séjour de trois années en Algérie, à l'heure où s'ouvrait en mai 1859 la campagne d'Italie, le lieutenant de Chérisey est de nouveau détaché de son régiment pour être attaché en qualité d'ordonnance auprès du prince Napoléon Jérôme, auquel l'Empereur venait de confier le 5^e corps de l'armée, prête à entrer en campagne. C'était une nouvelle marque de confiance et d'estime donnée au jeune et brillant officier,

que ce poste envié auprès d'une personnalité aussi élevée que celle du cousin germain de Napoléon III.

Malheureusement le corps commandé par le prince n'eut pendant cette campagne dans laquelle les armes françaises allaient briller d'un nouvel éclat, qu'une action purement platonique. Sa mission ne consista, en effet, qu'à parcourir la Toscane, les duchés de Parme, de Plaisance, pour en interdire l'entrée aux Autrichiens et rallier les populations de ces duchés à la cause de notre allié le Roi Victor-Emmanuel. Il allait enfin prendre part à des opérations de guerre plus sérieuses, lorsque se livra, le 24 juin, la bataille de Solférino, suivie quelques jours après de l'armistice de Villafranca.

C'était la fin de la guerre. — Le prince Napoléon licencia son état-major; mais avant de se séparer de son officier d'ordonnance, dont il avait su apprécier maintes fois l'intelligence militaire et l'activité, il le faisait nommer capitaine. Il fut affecté avec ce grade au 3^e dragons, de Lyon. Puis, le 3 janvier 1866 il fut nommé officier d'ordonnance de l'Empereur Napoléon III et désigné par lui, à l'exposition de 1867, à être attaché à la personne du grand Duc Vladimir, frère du Czar Alexandre II.

3. La Guerre de 1870. — Sa retraite. — Sa mort.

Le 13 Août 1867, le capitaine de Chérisey avait été promu au choix chef d'escadron au 6^e hussards (Abbeville), puis en 1869 passait aux chasseurs à cheval de la Garde de Fontainebleau. C'était alors un superbe régiment, que ce corps de chasseurs de la garde, un corps des plus brillants, spécimen en quelque sorte unique de la cavalerie légère de France, que Napoléon III aimait avec une certaine coquetterie à montrer, avec ses guides, aux princes et souverains étrangers de passage à Paris.

Il y avait moins d'un an que le commandant de Chérisey était aux chasseurs de la garde, lorsque comme un coup de tonnerre, au mois de juillet 1870, la guerre éclata entre la France et l'Allemagne. Aussitôt les hostilités commencées, à la fin de juillet, la garde impériale tout entière est appelée à Nancy. Le régiment des chasseurs forme avec le régiment des guides, la brigade légère du corps d'armée constitué par la garde et placé sous les ordres de Bourbaki. Après un court séjour à Nancy, la garde impériale se rend à Metz; le régiment des chasseurs avec les autres corps de cavalerie de la garde campe à Chambière et y séjourne jusqu'au 4 août, pour compléter l'outillage de Campagne; le 5 août, il part pour la frontière avec son corps d'armée; mais le double échec éprouvé le 6 par les troupes françaises à Fröschwiller et à Forbach oblige l'armée de Lorraine qui vient de recevoir pour

commandant en chef le maréchal Bazaine, de se replier sous les murs de Metz.

Dans ce mouvement de retraite la division de cavalerie de la garde forme l'arrière-garde du corps d'armée. Le régiment de chasseurs en éclaire la marche, et la manière dont il accomplit cette mission, l'intelligence dont firent preuve les officiers, l'entrain que déployèrent officiers et soldats, valurent au régiment les félicitations de Bourbaki. A leur arrivée près de Metz, les chasseurs de la garde sont attachés à la division des Voltigeurs commandée par le Général de Deligny. Ils assistent, le 14 août, à la bataille de Borny; le 16, ils prennent part à la sanglante et mémorable lutte qui a lieu sur le plateau de Bezaulville-Gravelotte.

Au cours de cette journée, le Commandant de Chérisey est, à la tête des 4^e et 5^e escadrons, chargé d'éclairer la route qui mène de Montigny à Metz; car le Maréchal Bazaine craint que les Allemands qui viennent recevoir des renforts considérables vers 4 heures de l'après-midi, ne cherchent à couper à l'armée française le retraite sur Metz. Singulière préoccupation d'un commandant en chef dont la mission était de s'éloigner à tout prix de la ville et de gagner au plus vite Verdun et Châlons, où, sur les instructions de l'Empereur, devait se réunir toute l'armée française pour livrer la bataille décisive. Quoiqu'il en soit, de Chérisey accomplit sa mission avec son intelligence et son expérience ordinaires. Il conserva son poste d'observation toute la journée et toute la nuit de la bataille. Le lendemain matin à 6 heures, il recevait l'ordre de rejoindre avec ses deux escadrons le régiment qui, suivant le mouvement général de l'armée, se mettait en retraite sur Metz. Les chasseurs de la garde reprennent après la journée de St. Privat (18 août) leur ancien campement à Chambière. Désormais ils n'auront plus qu'à se préparer aux fausses sorties des 26 et 31 août, au cours desquelles ils ne tirent pas le sabre du fourreau; puis à subir le blocus vigoureux de l'armée allemande.

Enfin, le 27 oct., la capitulation de Metz est signée et les troupes de l'armée française qui s'y trouvaient sont faites prisonnières de guerre, sans combattre, victime de la duplicité de Bazaine, l'opprobre de la France. Dans cette cruelle situation le Commandant de Chérisey tint à honneur de partager le sort de ses soldats jusqu'au dernier moment; il demeura au milieu d'eux, subissant comme eux privations et souffrances morales; il fit rassembler les officiers, sous-officiers et soldats des deux escadrons qu'il commandait, et en des termes profondément émus, il leur fit ses adieux, les conjurant de se montrer toujours dignes même dans les camps ou les forteresses de l'ennemi, où ils allaient

être enfermés, dignes de leur renom, dignes de l'uniforme qu'ils avaient en toute circonstance si bravement honoré; de songer à leurs parents, qui les reverraient après toutes ces épreuves avec tant de bonheur; de ne pas oublier non plus que leurs services pouvaient être encore utiles à la France; puis, il leur serra à tous la main, leur disant non pas adieu, mais au-revoir en des temps meilleurs.» Lui-même doit se rendre en captivité à Glogau; mais son père obtient pour lui un rapprochement et il passe son temps à Aix-la-Chapelle. A son retour, vers la fin de mai 1871, le commandant de Chérissey va rejoindre l'ancien régiment de chasseurs de la garde qui est fusionné avec le 10^e régiment de marche de chasseurs et formait le 13^e chasseurs, qui tint garnison à St. Etienne et à Roanne; dans la première de ces villes il réprima quelques tentatives insurrectionnelles de la part des ouvriers. Le 22 mai 1872, le Commandant de Chérissey est promu officier de la Légion d'honneur, et le 31 décembre 1874, il est nommé lieutenant-colonel au 16^e régiment de chasseurs à Moulins.

Le 19 fév. 1880, il est appelé comme colonel au commandement du 14^e chasseurs à cheval, à Auch; quelques mois plus tard, à la tête d'une députation de ce régiment, il va recevoir le 14 juillet des mains du Président de la République, dans une grande et solennelle revue passée à Longchamps, le nouvel étendard du Régiment qui porte dans ses plis les noms glorieux de

Wagram, Dresde, Champaubort, Montmirail.

En novembre 1884, atteint par la limite d'âge, le colonel quittait le 14^e chasseurs, y laissant de très sincères regrets. Ferme et bien vaillant, d'une activité et d'une vigueur juveniles en dépit des années, d'une intelligence militaire et d'une courtoisie remarquable, Frédéric de Chérissey avait fait de son régiment un corps de premier ordre et prêt à toutes les éventualités: aussi bien, après l'inspection générale de 1881, le 14^e chasseurs était il appelé à venir à Sedan, sur la frontière de l'Est et faire partie des troupes de première ligne. C'est dans cette ville que le laissa le Colonel. A cette armée française qu'il avait si bien servie, il avait voué une inaltérable affection qui ne devait s'éteindre qu'avec son dernier souffle.

Homme de devoir et de cœur, le vaillant et fier soldat dont j'ai retracé en courant la belle carrière, a laissé dans tous les corps où il a servi, le souvenir d'un officier très affable, très sympathique et très méritant. La cavalerie française contemporaine l'a toujours considéré comme un chef courageux et intelligent, qui en toutes circonstances fut une noble et chevaleresque figure.

Il eut le bonheur de goûter pendant de longues années un repos bien mérité et s'éteignit au milieu d'une famille en pleurs au mois de décembre 1898.



Zwischen Breusch- und Saartal

Von Mélie Schmitt

Durchstreift man jenseits des Grossen Donon die Wälder, die sich nach Alberschweiler hinziehen, so kann man tagelang wandern, ohne einem einzigen Touristen zu begegnen. Der Grund dieser auffallenden Vernachlässigung einer früher oft begangenen Gegend liegt einerseits darin, dass das Gebirge etwas abseits der grossen Touristen-Karawanenstrassen liegt. Andererseits sind die Wege sehr dürftig, zum grössten Teil überhaupt nicht markiert, sodass man ganz und gar auf den Gebrauch der Karte angewiesen ist; die ehemals schönen Aussichten sind teilweise völlig verwachsen, und auf halbe Tage hinaus findet sich oft weder eine Quelle noch ein Haus. Und doch, wer gerne abseits geht vom lauten Getriebe, wer ein Herz hat für märchenhafte, uferlose Einsamkeit, für ein taglanges Schauen in unendliche Wäldertiefen, der kommt bei einer Wanderung durch das Alberschweiler Bergland ganz auf seine Kosten. Sind auch die Höhen nicht von der wilden Schönheit unserer Südländriesen, es ist ein wohligh Wandern in diesen tiefen, rauschenden Wäldern, auf diesen sanften Pfaden, die kein Ende zu nehmen scheinen, und auf denen man wunschlos weitergeht — irgendwohin. . . .

Mannigfaltig sind die Zugangswege. Da ist der Weg über die Malcôte, den Schönfelsen. Vielleicht regnet es, und der Wald ist ganz eingesponnen in ein feines, mattsilbernes Licht. Um die jungen Buchenzweige fliesst es wie von meergrüner Seide, und an jeder Tannennadel schaukelt ein silberner Tropfen. Am schönsten ist der Waldboden. Jeder Halm trägt ein duftiges Perlennetz, jedes Gräschen ein Geschmeide aus köstlicher Filigranarbeit. Langsam steigt Hochwald an. Steil ragt die Malcôte. Sie hat längst keine Fernsichten mehr zu bieten, in alle Richtungen hinein rauschen die Tannen. Aber was schadet es? Der Wald will um seiner selbst willen erfasst und geliebt sein. Und wie er an solch regenschweren Tagen zu trösten weiss: er singt und singt, und unter seinem leisen, schwermütigen Lied geht man dahin, ganz eingehüllt in eine stillfrohe, versonnene Heimeligkeit. Ein grünsilberner Felsen sitzt am Wege: es ist der St. Quirinstein, von dem die Legende berichtet, dass er einst dem hl. Quirinus auf dessen Rückkehr aus dem heiligen Lande als Ruheplatz diente. Schemenhaft gleitet ein Nebelfetzen vorüber; ist es nicht eine arme, ruhlose Seele, hört man nicht den leisen, ach so müden Flügelschlag? — Und nun öffnet sich auf dem Schönfelsen eine Aussicht: Aus dem Regenschleier

wächst ein unübersehbares, grünwogendes Waldmeer. Im Hintergrund erkennt man den Fré-sillonkopf, den Donon, die Malcôte, gerade gegenüber ragen die Felsen der Kanzlei. Alle tragen sie flatternde, weisse Nebelhauben. Der behäbige Grossmann sieht fast festtätlich aus in seiner steifgebauchten Halskrause, und der ferne Schneeberg hat sich ein schiefes, putziges Mützchen aufgesetzt. Dann ist mit einem Schlage alles wieder zu. Nebel schwimmt hin und her, er quillt aus den Bäumen, bettet sich unter die Füsse, dass es ist, als ob man über Wolken schreite. Man geht ganz leis, behutsam . . . es ist doch ein Zauberwald, und irgendwo wartet das Märchen. Einmal kommt ein verschüchterter Sonnenstrahl, der minutenlang durch die nassen Baumkronen zickzackt und auf die feuchten Stämme ein wunderliches Leuchten wirft, dann versinkt er wieder im blassen, wehenden Grau. Erst allmählich wird es heller, aber der Regen tropft und tropft. Man überschreitet einen Sattel, geht um eine Höhe auf schmalem, gewundenem Pfade, dann senkt sich der Weg, wird breiter, fast parkartig und endet in einem frischen Waldtal, das abwärts nach Alberschweiler führt.

Ein etwas langer, aber lohnender Weg führt über das Forsthaus Dunkelbach und die Altmatt in das Breuschthal zurück. An dem eigenartig gestalteten Kelchfelsen vorbei gelangt man, dem Höhenpfad folgend, auf das weit vorspringende, imposante Felsplateau des Grossen Rommelstein. Oben blüht und duftet an Sommertagen das Heidekraut; aus jedem Felsenspalt zwängt sich ein rotes Blütenbüschel, um das Bienen summen, Falter gaukeln. Ein sommerliches Blühen ist es, und hat man einmal Hunger gehabt nach solch warmem Blühen, nach solchem Versinken in sonnenschwere Himmelsbläue, es vergisst sich in dieser alltagfernen Einsamkeit, im aufsteigenden Goldgerank der Träume, in die der Wald wundersam hineinduft. Leicht abwärts erreicht man das Forsthaus Dunkelbach, das überaus freundlich inmitten grüner Wiesen und dunkler Waldberge gelegen ist, ein Plätzchen wie geschaffen zum geruhamen Verweilen. Noch ein kurzer Orientierungsmarsch, und man steht auf der Höhe der Kanzlei, einer alten Befestigung, ebenso merkwürdig wie alle in der Gegend verstreuten Felspartien. Ganz ferne, von Sommerduft umflossen, stehen die Berge des Breuschthals, nordwärts schaut die lothringische Hochebene aus vielen blanken Seenaugen herüber.



Kandelabertanne am Grossmann (1912)

Dann beginnt wieder eine mehrstündige Wanderung aus grünsamtem Pfad. Nirgends ein Tal, selten nur eine Lichtung. Goldfunken tanzen durch das dunkle Buchenlaub; in der Luft ist ein Orgeln von tausend zirpenden, summenden, wispelnden Stimmchen. Dann und wann rauscht, seltsam dunkel und bezwingend, der Duft der Tannen auf. Manchmal knackt es im Geäst. Ein Eichkätzchen raschelt mit wippendem Schwanz den Baum hinauf, oder am Waldrande hebt ein Reh den feinen Kopf. Die Altmatt liegt still und verlassen. Vom Gipfel des Grossmann streicht ein kühler Luftzug herüber: es will Abend werden. Schon ist die rosige Glut hinter den westlichen Bergen einem tiefen, leuchtenden Violett gewichen, und die Wolken-schiffe tragen purpurne, silberne und rotgoldene Wimpel. Zwischen den Bergen, weit hinausgeschoben, liegt das Tal. Dünne Rauchsäulen stei-

gen aus winzigen Dächern, ein Flusslauf blitzt, — drüben, an der jenseitigen Talwand, ziehen schon leise die Nebel. Und endlich steht man wieder am Bahnhof eines kleinen Ortes, ein wenig braun, ein wenig müd, aber doch gestrafft und alle Segel gefüllt mit Sonne, flutender, rauschender Sonne. . . .

Voll eigenen Reizes ist eine Nachtwanderung nach Alberschweiler über den Grand Rougimont, Türckstein, St. Quirin. Weniger rüstige Fussgänger gehen vom Forsthaus Donon oder dem neu aufgebauten Forsthaus St. Pierre aus. Während aus allen Tälern die Abendglocken heraufschwingen und die fernen Berge sich schon im Dunst verloren haben, steigt man am Kirchberg durch einen Wald voll dämmeriger Kühle aufwärts. Noch einmal steht man in der Abendhelle: an einer steingefassten Quelle, wo die Aussichtshütte längst verschwunden ist, öffnet sich der Blick ins Plainetal, auf kleine, blühende Ortschaften, über denen jetzt der Abend friede seine Hände gebreitet hält. Schon flammen einzelne Lichter auf, und bald sieht das Tal aus wie ein langgestreckter Friedhof, auf dem zur Allerseelenzeit die Kerzen flimmern, denn urplötzlich hat die Dunkelheit die ganze leuchtende Pracht des Tages verschluckt. Nach halbstündiger Wanderung quert man ein Tal und erreicht auf der jenseitigen Höhe den alten, gepflasterten Chemin d'Allemagne, dem man lange Zeit folgt. Oft sind die Steine mit hohem Gras überwuchert, und nur mühsam schlingt sich ein Pfädchen durch das immer üppiger schießende Grün; aber immer findet sich der alte Weg wieder. Undurchdringlich ist jetzt die Dunkelheit,

aber welch ein Leben im Wald! Nie schläft er. Immer wieder huscht es über den Weg, raschelt es im Gezweig, regt es sich im Dickicht. Ein Nachtvogel fliegt dicht am Weg auf, es muss ein Waldkauz sein, hoch oben hört man sein zackiges Lachen. Sterne, Myriaden leuchtender, flimmernder Sterne sind aufgestiegen und werfen in das satte Dunkel ein ungewisses, zauberhaftes Licht. Wunderliche, vermummte Gestalten hocken jetzt am Wege, Felsen werden zu plumpen Ungeheuern, Bäume recken drohende Arme, Schatten kommen und gehen. Alles hat im Dunklen ein Gesicht. Kommt da nicht jemand? Nein, es sind die eigenen Schritte, die man auf dem Steinpflaster klingen hört. In den Buchenzweigen schaukelt der Wind, und während er ruhlos hin und her streicht, erzählt er den aufhorchenden Wipfeln von seiner Tagesreise, von seiner Fahrt ins Weite. Die Alten

stecken die Köpfe zusammen und seufzen, aber durch die Jungen geht es wie eine leise, klingende Sehnsucht. Ach, warum sollten sie nicht auch davon träumen, in der Sonne einmal die Flügel zu breiten? Aus einer Waldlichtung steigt ein Duft von blühendem Waldklee, der ein Wegstück lang mitgeht.

Lange geht man so, und die Stunden fliegen. Beim Forsthaus Gros-Chêne schauen die Sterne in einen Brunnentrog. Herrlich schmeckt der frische Trunk nach der langen Wanderung. Noch eine kleine Steigung, und man steht auf der vorspringenden Platte der Roche des Féés. Schön ist es, hier den Morgen zu erwarten, wie er die ersten Sonnenstrahlen auf die Höhen, in die Tiefen schickt und den Tau auf die Gräser und Farren schüttet. Flinke Eidechsen klettern über das Gestein und blinzeln mit hellen Aeuglein in den jungen Tag. Vogelstimmen werden laut, auf den Matten werden die Grillen lebendig, auf der Höhe rauscht der Wald, wie gestern und morgen, dunkel und tief. Die Ruine Türckstein liegt schon im hellen Morgensonnenglanze. Auf der Waldstrasse hört man Schritte: Waldarbeiter gehen, ihr hartes Brot zu verdienen. Einen Bach überquert man, eine waldige Anhöhe, dann ist St. Quirin und von hier in einer knappen Stunde Alberschweiler erreicht, wo eben die Glocken zur Frühmesse läuten.

Sehr zu empfehlen ist der Rückweg über den Teufelsfelsen, Hohwalschfelsen nach Lützelburg, am schönsten ist er aber wohl im Herbst. Da schaut man vom Teufelsfelsen auf ein köstliches Ineinanderfluten von dunkelgrünen, purpurroten und goldbraunen Wäldern. In seltener Klarheit zeichnen sich die fernen Kuppen vom Horizont ab, heben sich aus dem Talgrund die kleinen Ortschaften, die Sägemühlen, die Waldbahn. Da, wo im Frühjahr die Heidelbeere grünte, schlägt es wie eine heisse Lohe aus dem Boden: die kleinen Blätter sind in ein glühendes Rot getaucht. Oktoberfäden hängen über den Weg, der nach Nonnenburg führt. In den kleinen Gärten drängen sich Astern in überschwenglicher Farbenfülle in die immer noch warmen Strahlen der Herbstsonne, aber die Wiesen stehen leer, und an den Brombeersträuchern hängt nur noch dann und wann eine spätreife Beere. Ein prächtiger Wald führt hinunter in das Tal des Biberbaches. Ueber den Waldboden ist ein sanfter Goldton hingeweht, von fernher klingt das Halali einer Jagd. Dann steigt der Wald wieder an. Herrlich mischt sich das ruhige Grün der Tannen in das wilde Rot der Buchen, und in alles zusammen fließt das tiefe Blau des Himmels hinein. Auf dem Hohwalschfelsen täuscht die Sonne noch einmal alles Gold einer Sommerstunde vor. Die knorri-

gen Fichten aber wiegen bedächtig ihre rissige Krone: wann wird der erste Frost sein? Käfer schwirren um die letzten, verspäteten Heideblüten, die mit überfließenden Kelchen die ganze herbe Süßigkeit ihres Duftes verströmen. Ueberall stehen blaue Berge und lassen noch einmal die Sonne in sich hineinfließen. Sie stehen und werden nicht satt, und ihre Not weht bis zu uns herüber. Sie wirft einen Schatten auf den frohen Tag.

An einer Wegbiegung taucht die Silhouette der Dagsburg auf, umrahmt vom Ochsenstein, Schneeberg, Urstein, Grossmann. Tief in eine Talmulde gesenkt, stehen die wenigen Häuser von Beimbach. Schuljugend wandert unten. Klar dringen die frischen Stimmen bis herauf: Und so geht der bayerische Marsch, Marsch, Marsch, und so geht. . . Noch ein Weilchen geht man auf der Höhe hin. Das tannenumrauschte Gräberfeld von Dreiheiligen muss sich über den langen und wissbegierigen Besuch wundern, aber es kann die Wichtigkeit der Menschen nicht recht ernst nehmen: so viele Jahrhunderte sind an ihm vorbeigegangen, und es lächelt, wie Gräberfelder lächeln, fein und bedeutsam. Allmählich nur fällt der Weg. Purpurne und goldbraune Blätter rieseln ununterbrochen, schweben noch ein Weilchen in der Luft, als müssten sie sich auf etwas besinnen, und gehen dann langsam nieder zu denen, die schon lange warten. So muss es wohl sein, wenn eine Freude um die andere, ein Freund um den andern verflattert, verweht und der Stamm gebückt und leer steht. Aber nein, noch sind ja so viele Blüten zu pflücken, noch lange nicht, noch lange nicht!

Am Enteneck teilt sich der Weg; entweder man geht über Dagsburg oder nach Lützelburg direkt, teils auf der Landstrasse, teils mässig steigend am Rande des Waldes. Manche finden diese letztere Strecke langweilig. Aber denen mit allzeit aufnahmebereiten Herzen und Augen hat sie manches Schöne aufgespart: ein abendliches Mattental mit der goldsprühenden Zorn, idyllische Bergnester über bizarr geformten Felspartien, ein stiller, mondbegänzter Kanal, auf den sich nimmermüde und rastlos das Herbstlaub senkt. Ein Schnellzug braust heran. Beleuchtete Fenster fliehen vorüber, dann folgt dem Rädergeratter plötzliche Grabesstille: der Zug ist in eine der zahlreichen Tunnels eingefahren. Wenn er wieder hält, dann ist man schon weit hinausgetragen aus Blütenduft und Waldesrauschen. Die Stadt steht da, und während der Zug sich weiter ins Dunkel der Nacht bohrt, geht man im Gewühl der Menschen unter, ein braunes Blatt, das wieder zur Erde muss.

Der Hanfbau im Elsass

Von Fritz Baldensperger (Sundhausen)

Der Hanf besitzt wohl eine über tausendjährige Geschichte im Elsass. Eine Kulturpflanze, die so lange in unserm schönen Lande gebaut wurde und der Menschheit so unermessliche Dienste geleistet hat, verdient wohl, dass zur Erinnerung ihre Geschichte geschrieben wird, welche gewiss auch die Nachwelt noch interessieren dürfte. Gar mancher wird erstaunt fragen, was von dem Hanf, der früher so altbekanntesten Faserpflanze, alles erzählt werden kann. Denn das Wissen um den Hanf sinkt mehr und mehr in Vergessenheit, weil die hanfbauenden Landleute, die noch vom Hanfbau mit seinen Freuden und Leiden erzählen können und die ausschliesslich in Kleidern aus Hanf gross geworden sind, immer seltener werden.

Daher sei zur Erinnerung an diese eigenartige Kulturpflanze das Werden und Vergehen derselben mit ihren beschwerlichen, mühevollen und zum Teil recht schmutzigen Arbeiten eingehend geschildert, und zwar von einem alten, erfahrenen Elsässer Hanfpflanzer selbst, der den Niedergang dieses einst so geschätzten und nützlichen Produktes noch miterlebt hat.

Hanfsamen, diese dunklen, glatten und runden Körner, kennt heute fast noch jedermann, da derselbe immer noch als Vogelfutter verwendet wird und vielen Vogelarten als Leckerbissen dient. Die wenigsten wissen aber, was der Hanfsamen, der auch zur Bereitung von Oel diente, früher für eine wichtige Rolle im Hanfbau spielte, wenn der Hanf nicht missraten sollte; denn nicht jeder Samen konnte in gewissen Geländen mit Erfolg verwendet werden. So konnte z. B. der Samen der an der Ill, im Gebirge oder auch noch in andern Distrikten gezogen wurde, im Ried nie ohne nachteilige Folgen verwendet werden; der Samen musste unbedingt aus gleicher Bodenart stammen. Falscher Samen, wie er landläufig bezeichnet wurde, keimte wohl und ging auf, blieb aber im Stengel zu kurz und kam in die Blüte, lange bevor die Stengel die erforderliche Länge erreicht hatten wie der Hanf aus echtem Samen. Diesen Vorgang nannte man vorzeitiges «Simmeln»; den Hanfpflanzen erwuchs dadurch ein erheblicher Schaden, daher war grösste Vorsicht geboten beim Einkauf oder Bezug des Hanfsamens.

Die Aussaat des Hanfsamens musste wohl verstanden sein und war nicht jedermanns Sache, besonders bei starkem Winde nicht. Der Samen musste hübsch gleichmässig auf dem Acker ausgestreut werden, denn der Hanf durfte

nicht zu dicht und nicht zu dünn stehen, sonst wurde ein ungleiches, minderwertiges Produkt erzielt. Kurz vor der Reife des Hanfes konnte man recht gut den Simmelhanf (männlich) und den Samenhanf (weiblich) von einander unterscheiden; ersterer brachte offene männliche Blüten mit reichlichem Blütenstaub, und der Stengel war immer etwas höher als der des Samenhanfes, damit der fallende Blütenstaub die weiblichen Samen befruchten konnte.

Vielerorts wurde rechtzeitig der Simmelhanf ausgerissen und geröstet, um den Samen der Samenstengel zum Reifen zu bringen und zur Saat verwenden zu können. Diese Samenstengel wurden dann später, ihres Samens entledigt, ebenfalls geröstet und ergaben eine sehr dauerhafte Faser.

Den besten Samen erzielte man immer auf den Kartoffeläckern, wo an den Furchen der Samenhanf am besten gedieh; die mächtigen Stauden mit langen Seitentrieben erhielten eine tannenähnliche Form mit reichlichem Samenbehang, der den Vögeln aller Art ein willkommenes Futter bot. Seitdem die Hanfsamenzucht einging, haben auch unsere Singvögel recht merklich abgenommen zum grossen Schaden unseres ländlichen Obstbaues.

Der Hanf ist eine Faserpflanze mit einer ausserordentlich starken, zähen Faser, wenn sie nicht durch zu langes Rösten gelitten hat; diese Hanffaser, nachdem sie entsprechend bearbeitet war, wurde verwendet zu Tauen, Seilen, Stricken, Schnüren, Bindfaden, Nähfaden usw., ausserdem zur Bereitung von Garn, welches zu Tuch gewoben wurde, aus dem dann allerhand Kleidungsstücke gefertigt wurden. Die Taue und Seile von unserm Elsässer Hanf fanden bis Ende des vorigen Jahrhunderts wegen ihrer Güte vielfach Verwendung bei der Marine. Seitdem aber die überseeischen Faserpflanzen wie Manila, Sisal u. a. m. zur Geltung kamen, wurde der Elsässer Hanf weniger mehr berücksichtigt, infolgedessen ging der Hanfbau merklich zurück, und heute gehört hier der Hanf zu den seltensten Kulturpflanzen. Auch der Draht wurde ein schwerer Konkurrent des Hanfes, so dass er als Handelsprodukt gar keinen Gewinn mehr abwarf. Aber auch die Herstellung der Bekleidungsstücke aus Hanf lohnte sich nicht mehr, als man Kleiderstoffe aller Art unter den Gestehungskosten der selbstbereiteten Leinen erhalten konnte. Auch wurde der Mangel an Leinenwebern immer grösser. Früher hiess es wohl «Selbst gesponnen, selbst gemacht, das ist die



Photo Jean Pflieger

*Hanfrupfer in den üblichen Arbeitskleidern
bei der Ruhepause*

schönste Bauerntracht!» Das galt wohl für die Vergangenheit, als das Spinnrad noch schnurrte, heute hat das stolze Wort keinen Sinn mehr.

Die Preise für Rohhanf (geknitschten) waren stets schwankend und richteten sich nach der Nachfrage; der Durchschnittspreis pro Zentner betrug in den letzten Jahren der Anbauzeit kaum noch 35 Franken. Zudem musste der Hanfpflanzer bei der Ablieferung seiner so sauer erworbenen Ware noch Courtage, Wagegeld und pro Zentner noch 1 Pfund Gutgewicht erleiden. Die Nachfrage verschlechterte sich immer mehr, und aus diesem Grunde gingen die Riedbauern zu dem damals sehr einträglichen Hopfenbau über, so um die Jahrhundertwende. Noch vor 70—80 Jahren wurde der Hanfbau als vollständig unentbehrlich betrachtet; er ist längst eingegangen, und der Kreislauf unserer Erde ist deshalb doch nicht still gestanden.

Wohl von keiner Kulturpflanze lässt sich so vieles erzählen und schreiben wie vom Hanf, und wohl selten hat eine Pflanze im ländlichen Wirtschaftsleben eine so bedeutende Rolle gespielt wie der Hanf, nicht nur als Handelsgewächs, sondern vor allem als wertvoller Bedarfsartikel im eigenen Haushalt. Mancher wird staunen, wenn er erfährt, dass vor Zeiten unser Landvolk fast ausschliesslich in den aus Hanf bereiteten Kleidungsstücken gross gezogen wurde, und in Betten mit den aus Hanf verfertigten, rauhen Leintüchern schlafen musste, was aber wesentlich zur Stärkung und Abhärtung des Körpers beitrug. Fast alles, was man früher an Kleidungsstücken wie auch an Bettzeug benötigte, wurde aus Hanf verfertigten Leinen hergestellt, so Hemden, Servietten, Tischtücher, Handtücher, Hosen, Joppen, Westen, Unterröcke, Mützen, Socken, Gamaschen, Handschuhe, Schul-

taschen, Getreidesäcke, auch der vielbenötigte Wadsack und noch vieles andere. Selbst die rot- und blaukarierten oder gestreiften Bettvorhänge waren früher aus Leinen verfertigt. Sogar rot- und blaugestreifte Fenstervorhänge aus Leinen waren keine Seltenheit, da diese ganz gut zu dem durch den Dampf der Oelfunzel grau und schwarz gebeizten Holzgetäfel der alten Bauernstuben passten.

Eine neue, blauleinene Hose wurde früher einige Zeit als Sonntagshose getragen, dann als Werktags- oder Arbeitshose benutzt, und schliesslich wurden die noch brauchbaren Reste derselben noch zu Sockensohlen oder zu Kinderhandschuhen verwendet. Ja, grosse Sparsamkeit herrschte in der guten alten Zeit. Ordnungssinn, Sparsinn und Erhaltungssinn zählten zu den Haupttugenden unseres früheren Landvolkes.

Bevor aber die oben erwähnten Bedarfsartikel verfertigt werden konnten, musste der Hanf sowie die Faser desselben entsprechend bearbeitet und zu diesem Zweck hergerichtet werden. Welche beschwerlichen, zum Teil recht schmutzigen Arbeiten dabei verrichtet werden mussten, sollen uns nachfolgende Schilderungen zeigen.

Der Hanf wurde früher im Elsass reichlich angebaut, namentlich in der Rheingegend, im Ried, wo sich der Boden besonders für den Hanfbau eignete. Die Hanfsaat, welche, wie schon erwähnt, verstanden sein musste, wurde im April vorgenommen, wenn das Erlenlaub ungefähr die Grösse eines Centimestückes erreicht hatte, die Witterung still und warm und der Boden nicht zu trocken und nicht zu nass war. So peinlich genau wurde es aber nicht genommen, denn ein ländliches Sprichwort sagt: «Im April säe man den Hanfsamen, wenn man will!» War der Boden in gutem Zustande, die Witterung günstig, so erreichten die Hanfstengel nicht selten eine Höhe von 3 Meter. War der Hanf vom Unkraut gesäubert, blieb er bis zu seiner Reife, welche Anfang August eintrat, sich selbst überlassen. Der Hanf gedieh in der Regel vorzüglich, wenn er nicht unter schweren Regen, starken Winden oder Hagelschlag zu leiden hatte. Starke Nässe konnte er überhaupt nicht vertragen, er wurde gelb, verkümmerte oder ging ganz ein, und die Faser war wertlos.

Eine vielverbreitete ländliche Sitte war früher das Springen über das Johannisfeuer; um Johanni sollte nämlich der Hanf die Hälfte seiner Länge erreicht haben. Wer um diese Zeit noch etwas kurzen Hanf hatte, glaubte durch das Hochspringen an diesem wichtigen Tage denselben noch etwas strecken zu können oder gar den längsten Hanf zu erzielen. Früher bestand ein reger Wettstreit in diesem Springen (im Namen des Dreihöchsten), und abergläu-

bische Gemüter glaubten noch recht lange an die Wirkung desselben.

Anfangs August trat die Reife des Hanfes ein, und der 10. August, der Laurentiustag, war ein besonderer Merktag, an den sich verschiedene auf den Hanf bezügliche Sprichwörter knüpften, so z. B.: «Loranzatag sticht im Hanf die Wurzel ab!» — «An Laurentiüs de Hanf erüs!» oder «Nom Loranzatag de Hanf nimm wachse mag!» Nach eingetretener Reife des Hanfes begann das Rupfen, dasselbe war eine beschwerliche und ermüdende Arbeit, ganz besonders wenn der Hanf recht hoch gewachsen und der Boden trocken war. Zu dieser Arbeit wurden immer alte, abgetragene Kleider und Schuhe angezogen; an den Schuhen wurde nämlich die an den Wurzeln noch haftende Erde abgeklopft, worunter sie stark litten. Ein eigens zum Hanfrupfen verfertigter rauhleinener, weisser Kittel oder ein Hanfhemd wurde übergezogen und ein grosser Schlapphut aufgesetzt, um den heissen Hanfstaub so viel wie möglich vom Körper abzuhalten; in diesem Aufzug sahen die Hanfrupfer ziemlich seltsam aus und erinnerten stark an Fastnacht.

War heisses, schwüles Wetter, schwitzten die Hanfrupfer furchtbar und hatten ausserdem noch durch die bissigen Schnaken zu leiden, da diese durch die Kleider hindurch stachen; war der Hanf dagegen feucht, wurden die Hanfrupfer leicht an den Armen und den Hüften wund, wenn die Nässe durch die Kleider drang, was ziemlich brennende Schmerzen verursachte. Blasen und wunde Hände waren keine Seltenheit, war der Boden zu hart und zu trocken, musste nicht selten zu zweien an einer Hand voll gerissen werden. Auch die Aufstellung der Arbeiter musste verstanden sein: die Arbeiter, die unter den rechten Arm rupften, mussten rechts von den Linksrupfern aufgestellt werden, um sich gegenseitig nicht zu behindern und sich mit den langen, blätterreichen Hanfstengeln nicht im Gesichte herumzufuchteln; denn der Blütenstaub verursachte brennende Schmerzen in den Augen. Drei Hände voll wurden kunstgerecht zusammengelegt und ergaben einen Bund, der mit Weiden gebunden wurde. Vier Bund nannte man einen Zopf. Der grüne Hanf war sehr schwer, und war er noch nass, war es eine Plage, mit solchen langen, schweren Bündeln umzugehen, namentlich beim Aufladen. Und nicht selten sanken solch schwer beladene Hanfwagen in den aufgeweichten Boden an den Hanfrösten bis an die Achsen ein oder kippten zu allem Unglück noch um ins Wasser. Dies gab dann eine Sauarbeit, wie die Hanfrupfer in ihrem Aerger sich ausdrückten, die oft viele Stunden dauerte, bis alles wieder in Ordnung gebracht war. Um nämlich die Faser des Hanfes



Photo Jean Pflieger

Brecher und Knitscher bei der Arbeit

zu gewinnen, musste derselbe in diese Wasserlöten gelegt werden, um eine gewisse Gärung mitzumachen.

Das Einlegen des Hanfes in diese Wasserlöten war eine sehr beschwerliche und anstrengende Arbeit und musste dazu noch kunstgerecht ausgeführt werden, um später das Auswaschen zu erleichtern. War die Hanfröste voll gepackt zu einer kompakten Masse, wurde diese mit Stangen, Dielen und grossen Steinen beschwert und völlig unter Wasser gebracht. Recht bald kam nun der Hanf in dem Wasserbad in Gärung, und nach 4—6 Tagen war er soweit geröstet, dass er wieder aus dem Wasser genommen und ausgewaschen werden musste.

Das Auswaschen des gerösteten Hanfes war die mühevollste und schmutzigste Hanfarbeit. Vor allem mussten die schweren Steine, Dielen und Stangen beseitigt werden, damit der Hanf wieder hoch kam. Bei schönem, warmem Wetter wurde diese Arbeit noch so ziemlich mit Lust und Liebe verrichtet, aber bei Wind und Regen war es keine Kleinigkeit, oft stundenlang im Wasser zu stehen und diese schweren langen Bündel zwei bis dreimal unter Wasser zu tauchen, damit sich die Blätter von den Stengeln lösten. Der üble Hanfgeruch in Verbindung mit dem schlechten Wetter erschöpfte die Arbeiter bei dieser schweren Arbeit, und sie erkälteten sich sehr oft dabei; zu allem Ueberfluss gab es infolge allzugrosser Schwäche oft noch ein unfreiwilliges Bad in dieser stinkenden Lauge. Kräftige Nahrung war bei dieser anstrengenden Arbeit unbedingt vonnöten. Die gewaschenen Bündel wurden mit einem kräftigen Ruck an das Ufer geschupst, wo sie aufgeladen und zum Trocknen auf die Wiesen gefahren wurden. Die Bündel wurden in der Regel von Kindern gelöst und meistens von den



Photo Jean Pflieger

Pflanzer mit geröstetem Weisshanf, gebrochenem Rohhanf und einer Puppe Langhanf

Frauen ausgebreitet, da die Männer ausschliesslich das Auswaschen besorgten. Bei gutem, warmem Wetter war der geröstete Hanf nach einmaligem Wenden innerhalb 3 Tagen so trocken und so weiss, dass er eingefahren werden konnte. Sechs Hände voll wurden kunstgerecht zusammengelegt zu einem Bund und wieder mit Weiden gebunden und dann aufgeladen.

Ein Aufschieben des Auswaschens, wenn der Hanf geröstet war, gab es nicht und durfte es nicht geben, wenn die wertvolle Faser durch Uebergärung nicht verderben sollte. Bei grösstem Unwetter an Sonn- und Feiertagen (Mariähimmelfahrt) musste diese Arbeit unverzüglich vorgenommen werden, sobald die volle Röste des Hanfes eingetreten war, was durch öfteres Proben festgestellt wurde. Trotz harter Strafe wurde selbst das frühere Napoleonsfest am 15. August nicht feierlich begangen. Oft genug erschienen die Gendarmen bei den Hanfrösten an diesem Tage, um die Hanfarbeiter zur Anzeige zu bringen.

Durch das Rösten büsste der Hanf seine ursprüngliche grüne Farbe und zwei Drittel seines Gewichtes ein.

Durch die Gärung des Hanfes im Wasser entstand eine übelriechende, giftige und schleimige Lauge, durch welche alljährlich sämtliche Fische des Wasserlaufes zu Grunde gingen. In früheren Jahren, bei dem grossen Fischreichtum und dem starken Hanfbau, schwammen oft zentnerweise tote Fische in diesem vergifteten Wasser und verpesteten die Luft mit ihrem Verwesungsgeruch, der, vom Winde getrieben, auf weite Strecken bemerkbar war. Sobald das Hanfwasser der Ischert wieder abgelaufen war, füllten sich auch wieder die Wasserläufe mit Fischen, die aus dem Rheine heranzogen.

Diese Hanfrösten im Ried, ca. 10—15 m lang, 3—4 m breit und 1,30 m tief, sind alle noch längs den Wasserläufen vorhanden zur Erinnerung an die einstige Glanzzeit des Hanfbaues, sie sind aber infolge ihrer Nichtbenutzung ganz mit Schilf und Rohr verwachsen. Hunderte solcher Hanfrösten, die früher alljährlich 2—3 mal mit Hanf angefüllt wurden, liegen nun seit langer Zeit in Ruhe, sie sind jetzt bequeme Aufenthaltsorte für Frösche, Molche und Unken, die den Sommer über daselbst ungestört ihre Freikonzerte veranstalten.

Mehr landeinwärts, an der Ill, auch im Gebirge, hauptsächlich aber in den Orten, wo es an fliessendem Wasser mangelte, war die Landröste des Hanfes mehr gebräuchlich. Der grüne Hanf wurde auf dem Lande oder auch auf den Wiesen ausgebreitet, mehrmals gewendet und erhielt dadurch eine schöne dunkle, silbergraue Farbe; dieser wurde mit dem Namen Schwarzhanf bezeichnet. Die Arbeiten an diesem Schwarzhanf waren lange nicht so beschwerlich und so schmutzig wie an dem im Wasser gerösteten Weisshanf. Der Wasserhanf erforderte in der Tat recht beschwerliche und mühevollen Arbeit, bis er spinnfertig zubereitet war und am Spinnrocken einer neuen Bearbeitung harrte. Heute würde sich in unserer engern Heimat kaum noch jemand finden, der sich dieser beschwerlichen Arbeit noch in dem Masse unterziehen würde wie früher. Der gute Wille und die Kräfte würden nicht mehr ausreichen.

War der Hanf gut trocken eingebracht, so begann bei gutem Wetter recht bald das Brechen oder Knitschen (wohl von kneten oder quetschen). Die Hanfbündel oder Wellen wurden abermals in die Sonne getragen und gut erwärmt, um das Brechen oder Knitschen zu erleichtern. Früher wurde von Hand geknitscht mit eigens dazu hergestellten, schweren, plumphen Holzgeräten, was ebenfalls eine beschwerliche und ermüdende Arbeit war. Die Arbeiter hatten unter dem scharfen Hanfstaub sehr zu leiden, so dass Leute mit schwachen Lungen diese Arbeit gar nicht verrichten konnten. Mit

diesen Holzgeräten wurden durch rasches Auf- und Niederklappen des Brechhebels die Hanfstengel in ganz kurze Teile gebrochen und so die Fasern von den Stengeln getrennt. Für das Brechen von zwei Wellen zu je 6 Händen voll wurden in der guten alten Zeit, sage und schreibe, 5 Centimes bezahlt; aber dennoch konnte ein tüchtiger Arbeiter pro Tag bis zu 1,20 Fr. verdienen, wenn der Hanf gut trocken war. Dieser Verdienst reichte früher für einen Laib Brot, ein Pfund Fleisch und einen Liter Wein.

Im Laufe der Zeit kamen dann bessere und praktischere Werkzeuge auf zum Brechen des Hanfes. Es waren dies starkgebaute Maschinen mit eisernen gerippten Walzen und mit Göppelbetrieb, die den Hanf sehr gut und schön bearbeiteten, wodurch dann die beschwerliche Handarbeit in Wegfall kam.

Die kurzen, gebrochenen Teile der Hanfstengel wurden mit Ageln bezeichnet (landläufig Nägle), dieselben leisteten gute Dienste als Streumaterial in den Viehställen, wurden aber auch vielfach zur Papierfabrikation verwendet.

In der Zeit als die Streichhölzer noch nicht bekannt oder noch sehr selten waren, wurden auch die entfaserten, leicht brennbaren Hanfstengel beim Feueranmachen als sog. Fidibusse benutzt. Diese Hanfstengel, namentlich vom Samenhanf, wurden zu diesem Zwecke gut gedörft, auf Stricknadellänge abgebrochen und in kleine Teile gespalten, etwas dicker als Stricknadeln. Beide Enden wurden in flüssigen Schwefel getaucht, sodass etwas Schwefel daran haften blieb, und an einer trockenen Stelle aufbewahrt. Man verschaffte sich Vorräte für ein ganzes Jahr, und solch ein Fidibus wurde aus Sparsamkeitsrückzichten wenn möglich zweimal benutzt, da beide Enden in Schwefel getaucht wurden.

Gar viele wissen heute nicht mehr, dass unsere guten Alten früher mit Stahl, Feuerstein und Zunder Feuer machten. In jeder Bauernküche befand sich in der Wand in der Nähe des Herdes ein entsprechendes Loch, in welchem diese Gegenstände und auch diese Zündstengel aufbewahrt wurden. Hatte der Zunder durch das Feuerschlagen Feuer gefangen, wurde so ein Zündstengel an den glühenden Zunder gehalten und zur Entzündung gebracht. Auf diese Weise wurde früher Feuer und Licht angebracht.

Obwohl in meiner Jugendzeit die Streichhölzer bereits bekannt waren, so machte es mir als Schuljunge doch immer Spass, wenn ich der Mutter Feuer schlagen durfte, wenn zufällig die Streichhölzer fehlten, die man damals nicht



Photo Jean Pflieger

Spinnerin aus Sundhausen

so leicht in jedem Laden holen konnte wie heute.

Jeder Raucher trug früher auch ständig Stahl, Feuerstein und Zunder als Feuergerät in der Tasche bei sich, um nach Belieben sein kurzes Pfeifchen in Brand stecken zu können.

Unsere ganz Alten würden sich entschieden entsetzen über das heutige Feuer- und Lichtanmachen, sie würden todsicher das heutige so bequeme, reinliche und helle elektrische Licht für Zauberei halten. Aber unaufhaltsam rollt der Stein des Fortschrittes. Wer vermag ihn aufzuhalten?

Der Hanf, der im eigenen Haushalt zur Verwendung kommen sollte, wurde, nachdem er mit der Hanfbreche gründlich gereinigt und von den Ageln gesäubert war, in Zöpfe geflochten und zum Reiben fertig gemacht. In den meisten Mühlen waren früher Reibvorrichtungen vorhanden, landläufig Blojli oder Riiwi genannt, in denen der Hanf gerieben, das heisst zum Hecheln vorbereitet wurde. Diese Reiben in den Mühlen waren grosse, runde Herde, aus starken, aufrechtstehenden Eichenblöcken hergestellt; auf jedem Herd lief eine konische, schwere Steinwalze, durch Wasser getrieben, ständig rund um. Durch das stundenlange Reiben wurde

die etwas spröde und rauhe Faser geschmeidiger und weicher, so dass sie leichter durch die Hechel gezogen werden konnte. Auf diese Herde wurden nun die Hanfzöpfe regelrecht aneinander gelegt, und darüber musste nun diese schwere Steinwalze so lange laufen, bis der Hanf die erforderliche Geschmeidigkeit zum Hecheln erreicht hatte.

Während des Reibens mussten die Zöpfe ständig gewendet werden, es war dies eine Arbeit, bei der grösste Vorsicht geboten war, um nicht von der schnell rundumlaufenden Steinwalze erfasst zu werden. Dennoch kam es immer wieder vor, dass die Steinwalze über die Hand rollte, was dann längere Zeit grosse Schmerzen verursachte. Um Unfälle zu verhüten, durfte nicht jedermann diese Arbeit verrichten; Betrunkene war der Zutritt in die Reiben während des Betriebes streng verboten. Das Reiben war zwar keine beschwerliche Arbeit, aber dennoch sehr ermüdend und erschlaffend wegen des scharfen Staubes und des ständigen Rundlaufens, und stündlich musste Ablösung erfolgen. Auch das Reiben musste verstanden sein, sollte der Hanf oder vielmehr die Faser nicht an Güte und Stärke einbüßen. Kurz, der Hanf durfte nicht überrieben werden, was grossen Verschleiss und eine Unmenge Abweg zur Folge hatte.

Die nächste Arbeit war nun das Hecheln des geriebenen Hanfes, diese Arbeit musste gründlich verstanden sein und wurde nur von Spezialisten, den Hechlern, ausgeführt. In einer geräumigen Bauernscheune wurde die sog. Hechelbank errichtet, die Hecheln in gewissen Abständen an dieser befestigt, so dass jeder Arbeiter bequem arbeiten konnte. Die Hecheln waren dicht mit spitzen Stahlzähnen versehene Geräte, durch welche der geriebene Hanf kunstgerecht gezogen und zum Spinnen zubereitet wurde. Mit diesen Hecheln wurde der Hanf sozusagen glatt gekämmt, wobei die Fasern in die feinsten kleinen Teile zerspalten wurden. Wo solch eine Hechelbank errichtet wurde, brachte dann die ganze Nachbarschaft ihre Hanfvorräte

zum Hecheln hin, und die Hechler wurden von den verschiedenen Arbeitgebern beköstigt, für die sie die Arbeit verrichteten.

Schnaps tranken die Hechler mit Vorliebe, daher auch das Sprichwort: «Er trinkt Schnaps wie ein Hechler!» Die Hechler hatten im Herbst vollauf zu tun, um die viele Arbeit noch vor dem Winter zu bewältigen. In der Regel wurde bis nachts 12 Uhr und noch länger gearbeitet, wenn die Arbeit drängte. War das Hecheln in einer Gasse beendet, wurde die Hechelbank wieder in eine entferntere Scheune verlegt, und so ging es weiter, bis das ganze Dorf durchgehechelt war.

Beim Hecheln ergab sich nun als erste und beste Qualität der prachtvolle Langhanf, als zweite und geringere Qualität der Kurzhanf, und als dritte Qualität der Abweg, das sog. Küder, aus dem in der Regel Tabakschnüre gesponnen wurden. Aber auch Grastücher wurden aus Werggarn gewoben und gefertigt. Der gehechelte Hanf wurde in schöne Puppen geformt und so spinnfertig abgeliefert.

Auch der Seiler, der in der Regel ebenfalls Hechler war, erhielt alljährlich einen gewissen Teil Rohhanf zum Verarbeiten von allerhand erforderlichen Seilen und Stricken für den landwirtschaftlichen Betrieb. Der Seiler ist im richtigen Sinne aber auch noch Spinner, er muss nämlich den Hanf zu entsprechenden Fäden spinnen, bevor er daraus Seile oder Schnüre drehen kann. Sein Rad ist etwas anders konstruiert als ein gewöhnliches Spinnrad, eine Kunkel benötigt er nicht, er wickelt sich die Ware um den Leib, bei seiner Arbeit geht er rückwärts und zieht sein Geschäft oft mächtig in die Länge, wird aber doch immer zur rechten Zeit fertig. Auch die Bauern selbst flochten von Hand allerlei Stricke, auch Peitschen und Schnüre für den eigenen Bedarf. Die Bauernjungen lernten schon frühzeitig das Flechten, und während der Hanfzeit knallte ein jeder mit seiner selbstverfertigten Peitsche. Auch das Flechten kennt man nicht mehr.

(Schluss folgt)

Om Dorfburre

D'r Burre bruusd umm plättscherd
 Us sinem Rehr vomn Stän. . .
 Emm ewwerschde Drog, do wättscherd
 E Ent eso gonz elän.
 Omm innerschde, do plättsche
 Zwei Wéiwer stunnelong:
 Das sinn die greeschde Rättsche,
 Wu mir emm Dérfsche honn!

(J. Metzinger (Forbach))



In der Sebastianuskapelle bei Dambach

Gemälde von G. M. Valentin

Das Bistum Strassburg im Jahre 1803

Nachdem das Bistum im Sommer 1802 in der Person des früheren konstitutionellen Bischofs Saurine wieder einen Oberhirten erhalten hatte, begann die Organisation nach den durch das Konkordat festgelegten Bestimmungen. Die Arbeit war eine ziemlich schwierige. Endlich am 4. Februar 1803 erfolgte die behördliche Genehmigung zur Wahl des Domkapitels, was den letzten wichtigen Schritt zur neuen Einrichtung der Bistumverwaltung bedeutete. Als Generalvikare wurden die Herren Metz und Boug ernannt. Das Domkapitel zählte 10 Domherren und ebenso viele Ehrenmitglieder. Die zehn Domherren waren: Danzas, ehemaliger Chorberr zu Zabern; Dreux, ehemaliger Abt von Neuburg; Delort, ehemaliger Abt von Pairis; Gontard, ehemaliger Pfarrer von Biesheim bei Neubreisach; Donzé, ehemaliger Jesuit; Klein, ehemaliger Professor; Lapeyrie, ehemaliger Generalvikar zu Dax, Bouat, ehemaliger Chorberr zu Luttenbach; Jäglé, Pfarrer von St. Lorentz am Münster (Erzpriester) und Hirn, Direktor des Priesterseminars zu Strassburg. Zu Ehrenmitgliedern wurden ernannt: Hüffel, ehemaliger Probst von Alt-St. Peter in Strassburg; Ferris, ehemaliger Chorberr zu Neuweiler; Dumont, ehemaliger Chorberr zu Landau; Müller, ehemaliger Chorberr zu Weissenburg; Gerber, ehemaliger Professor; Giquet, ehemaliger Chorberr zu Neuweiler; Beck, ehemaliger Bernhardiner; Mareschal, ehemaliger Benediktiner; Barrois, ehemaliger Chorberr zu Weissenburg, und Billeux, ehemaliger Chorberr zu St. Ursanne. Unwillkürlich fällt wohl jedem Leser die grosse Anzahl französisch klingender Namen auf.

Pfarreien 1. Klasse wurden 10 errichtet, nämlich 4 zu Strassburg (Münster, Jung-St. Peter, St. Johann und St. Magdalena), je 1 zu Hagenau, Schlettstadt, Colmar, Markkirch, Mülhausen und Landau. (Heute zählt das Bistum 35 Pfarreien 1. Klasse). Pfarreien 2. Klasse wurden im ganzen 64 eingerichtet. Von diesen entfielen jedoch 3 auf den zum Bistum gehörigen Teil der Pfalz und 13 auf den zum oberrheinischen Departement zählenden Landesteil der jetzigen Schweiz und des Gebietes Belfort, so dass im ganzen auf das jetzige Elsass nur 48 kamen. (Heute sind es 53.) Zu diesen 10 Pfarreien 1. und 64 2. Klasse kamen noch 691 Beikirchen und 497 Annexen oder Filialen. Vor der Revolution hatte das Bis-

tum 267 Pfarrkirchen diesseits und 76 jenseits des Rheines. Das auf Grund des Konkordats gebildete Bistum Strassburg zählte keine Gemeinde mehr jenseits des Rheines. Dagegen wurden ihm Teile der Bistümer Speier, Basel, Metz und Besançon zugeteilt. Es zählte rund 580 000 Katholiken. Die Anzahl der in dem Gebietsteil der damaligen Diözese lebenden Andersgläubigen stellte sich folgendermassen dar: 184 000 Christen der Augsburgischen Konfession, 34 000 Reformierte und 31 000 Wiedertäufer und Juden.

Dienstag den 3. Mai 1803 fand im Münster zu Strassburg die feierliche Eidesleistung für sämtliche Geistliche der Diözese von Landau an bis zum Bieler See statt. Ueber diese Feier finden wir im «Strassb. Weltbote» folgenden Bericht: «Der Bischof hielt das Hochamt in Person. Das Feierliche dieser wichtigen Zeremonie gewann durch die Gegenwart aller richterlichen, Zivil- und Militärgewalten, durch den Aufzug der schönen Grenadierkorps und der Kavallerie der hiesigen Garnison und durch die Aufführung einer unvergleichlichen Richter'schen Musik, die mit Militärmusik und Orgelspiel vortrefflich abwechselte. Es erschienen dabei zum erstenmal die Richter und Advokaten in ihrem neuen Kostüm, mit fliegenden Haaren, die Zivilrichter in schwarzen Mänteln und hellblauen Leibbinden, die Kriminalrichter im roten, die Advokaten im schwarzen weiten Talar und Ueberschlag. Eine unzählige Menge Zuschauer, worunter sehr viele Fremde, wohnten dieser Feier bei. Kein Plätzchen im unermesslich weiten Münster, wohin ein Fuss reichte und das nur einen entfernten Blick in das Chor gewährt, blieb unbesetzt. Jeder Priester trat vor den Staats-Präfekten und schwur den vorgeschriebenen Eid, indem er die eine Hand auf die Brust, die andere auf das Evangelium legte.» In seiner Anrede ermahnte der Staatsrat-Präfekt die Geistlichen «zu Gehorsam gegen den Bischof, zu erbaulichem öffentlichen und privaten Lebenswandel, zu Klugheit und Vorsicht ihrer auf die Sittenlehre des heiligen Evangeliums gegründeten Pastoral-Instruktionen, mit sorgfältiger Beseitigung alles desjenigen, was die Herzen der Andersgläubigen erbittern könnte». Nach der Eidesleistung hielt Bischof Saurine eine Ansprache. Damit war die Feierlichkeit beendet.

L.

Der Junker von Rotenstein

Eine Sage aus den Bitscher Bergen, erzählt von G. Meyer

(Schluss)

Die arme Maid empfand in der klösterlichen Einsamkeit unsägliches Heimweh. Sie sehnte sich zurück in den Frieden der Berge. Ach, sie ahnte nicht, wie der Geist der Unrast hier seinen Einzug gehalten hatte. Im Traume, wachend und schlafend, sah sie nur das liebevolle Bild der Jugend, hörte nur das Rauschen des Waldes und den lieblichen Gesang der Vögel. Sie fühlte den würzigen Hauch, der ihr einst liebkosend um die Wangen strich, um die rosigen Wangen, die nun in der dumpfen Luft der engen Gassen zu erleichen drohten. Und das Singen und Klingen murmelnder Bächlein drang an ihr Ohr, ein Chor geheimnisvoller Geister sang ihr zu: «Komm, liebes Kind, wir flechten dir wieder Blumen ins Haar und führen dich zu Spiel und Tanz. So fröhliche Gesellen findest du nicht in den toten Mauern der Stadt. In den Bergen ist Freiheit und Leben, eile und komme hierher!»

Wehmütig schaute Demudis täglich hinüber und konnte doch nichts erblicken, denn ein hoher, ausgedehnter Hügel versperrte die Aussicht. Unter viel Bitten und Tränen durfte sie dort hinauf steigen auf die Höhe des Haldenberges. Da lag die Kette der Heimatberge vor ihr in bläulichem Duft, so greifbar nahe, dass sie Städte und Dörfer, Schlösser und Burgen deutlich unterscheiden konnte. Wolken zogen darüber hin wie eilende Segler. Sie konnten das heimwehkranken Kind nicht mitnehmen. Heim, nur heim, das war von diesem Tage an der einzige Gedanke bei Tag und bei Nacht. In diesem Zustand tiefster Betrübnis fiel wie ein breiter Hoffnungsstrahl die Einladung zur Hochzeit.

Die zukünftige Dame vom Rotenstein hatte einen Neffen, Georg Blicher von Wineck, der war ein liebenswürdiger junger Herr. Er bekam den Auftrag, das Edelfräulein aus der Stadt in die Berge zu geleiten. Als sie neben ihrem Begleiter einharrte, vernahm sie aus dessen Munde Worte, wie sie im Kloster keine gehört hatte. Die Flügel ihrer Seele spannten sich weit, als ihre Augen die Schönheit des Landes erblickten. Der Ritter zu ihrer Seite sang ein Lied, wie sich einer verhalten muss, wenn ihm rechte Minne zu teil werden soll:

Sei sanft und süß und milde,
Das hat in seinem Schilde,
Wer rechte Minne trägt.

Dann sprach das Lied von einem Zug, den der Sänger unternahm, um das Land der Liebe aufzusuchen. Ja, Demudis war im Land der Liebe, diesen Tag und die folgenden. Nur zu

rasch vergingen die Stunden, und das arme Mädchen sah sich wieder in den engen Klostermauern. Doch ertrug sie die Einsamkeit besser als vorher, denn sie wusste, Gottfried Blicher von Wineck wird wieder kommen, und dann gibt es keine Rückkehr mehr zur Stadt. Doch wie die Wartezeit sich dehnte, kam ihr immer mehr zum Bewusstsein, dass daheim nicht mehr alles so war, als ihre Mutter noch lebte.

Ja, es war nicht mehr so, und die Adelheid war keine Helta. Sie hatte gerade noch gefehlt, die Männer weiter ins Verderben zu führen. Der Junker von Rotenstein aber wurde traurig, sehr traurig, wenn er seines armen Kindes gedachte, und er klagte: «Du wähnstest in deiner Heimat das Paradies zu finden, wie es ehemals war. Doch was ist daraus geworden? Ein Ort des Schreckens und ein Pfuhl der Hölle. Ach könnte ich zurück und alles auslöschen, was alles seit dem Tode deiner frommen Mutter hier geschah! Doch bin ich gebunden an meinen Eid, den ich meinen Gesellen geschworen. Niemals darf ein Ritter den Weg der Treue verlassen, und ging es auch in Verderben und Tod. Mein Schicksal wird sich erfüllen, ich sehe es bereits voraus, und erst wenn die Mauern dieser Feste in Trümmer gesunken sind, wird wieder Friede in den heiligen Räumen, die Gottes Hand hier bereitet hat.»

Was für ein Geist aber auf dem Rotenstein herrschte, das zeigte sich aufs neue bei einem Gelage. Da kam die Rede auf allerhand Uebeltäter, und zu den Uebeltätern rechneten die Herren vor allen die Kaufleute. Sie würden sich durch fortwährende Steigerung der Warenpreise auf Kosten des Volkes bereichern und trotz der Klagen bei Kaiser und Reich in ihrem Wesen verharren.

«Und warum?» fragte der angebliche Priester, der bei solchen Gelegenheiten immer in der Tafelrunde sass. «Weil der Kaiser, sein Amt als höchster Richter vergessend, sich auf ihre Seite geschlagen hat und den Städten, wo die Missetäter wohnen, Freiheiten über Freiheiten verleiht, während die Städte selbst sich Rechte anmassen, die ihnen nicht gehören, Ausbürger annehmen, die im Lande zerstreut wohnen und sich der Obrigkeit der Landesherren entziehen. Dieser Ausbürger wegen mischen sich die Städter in alle Händel ein, so dass niemand vor ihrem Uebermuth sicher ist. Man sollte den Kaufleuten, die mit ihrem Gelde diese Herrschaft aufrichten, einen rechten Zaum ins Maul legen. Wie ist es möglich, dass es sollte göttlich



Feldrüster im Bezirk Lemberg

und recht zugehen, dass auf einem Haufen so grosse Reichtümer zusammengebracht werden, wie das heute geschieht. Viel köstlicher wäre es, Ackerbau mehren und Kaufmannschaft mindern.»

Den Einsichtigeren waren diese Uebertreibungen doch ein wenig stark.

«Wie sollen wir, armes Pfäfflein, hier im Sand der Täler und auf dem Felsgestein der Berge Ackerbau mehren, wo wohl Buchen und Eichen wachsen, aber kein Brotgetreide und kein Wein?»

Der Gefragte blieb die Antwort schuldig.

Dafür sprach ein anderer: «Wenn wir das erste nicht können, so tun wir das zweite. Wenn des Kaisers Gericht im Lande versagt, so werden wir als Richter auftreten und das gestohlene Gut den Dieben abnehmen.»

So hatte der aufwieglerische Mann die Be-

gehrlichkeit der Herren aufs neue in eine Richtung gelenkt, die sie auf verderblichem Wege zu neuem Unheil führen musste.

Der Rotensteiner sass stumm wie bei solchen Gesprächen immer. Er dachte an die Worte, die sein früherer Ratgeber bei solchen Anlässen immer gesprochen: «Möge Recht sprudeln wie Wasser und Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Quell!»

Doch nicht alle Mönche in Stürzelbronn verstanden es, ihre Worte zu wählen, besonders nicht der, der als Leutpriester in Obersteinbach wirkte. Der sprach von der Kanzel herab folgende Worte: «Viele vom Adel haben die Bahn ritterlicher Tugend verlassen. Sie üben Gewalttat, und den Weg des Friedens kennen sie nicht. Man sollte sie fangen und als Räuber unter peinliche Anklage stellen. Sie sollten womöglich in Stiefel und Sporen am lichten Galgen hängen.»

Da waren etliche vom Adel, die merkten wohl, dass die heftigen Vorwürfe der Verärgerung entsprungen waren über das Unheil, das der Rotensteiner und seine Gesellen dem Kloster zugefügt hatten. Das erregte bei den Herren einen gewaltigen Zornausbruch, und sie riefen in der Kirche einen Tumult hervor, einer wollte den Mönch sofort tot haben. Nur mit Mühe gelang es den Bürgern, ihn vor den Tobenden zu schützen und ihn durch eine Hinterpforte ins Freie zu geleiten. Dies Ereignis entflamte aufs neue die Gemüter auf dem Rotenstein. Ritter und Gesellen schworen Rache, das Kloster eine solche unerhörte Beleidigung schwer büssen zu lassen. Es wurde beschlossen, dazu eine günstige Gelegenheit abzuwarten.

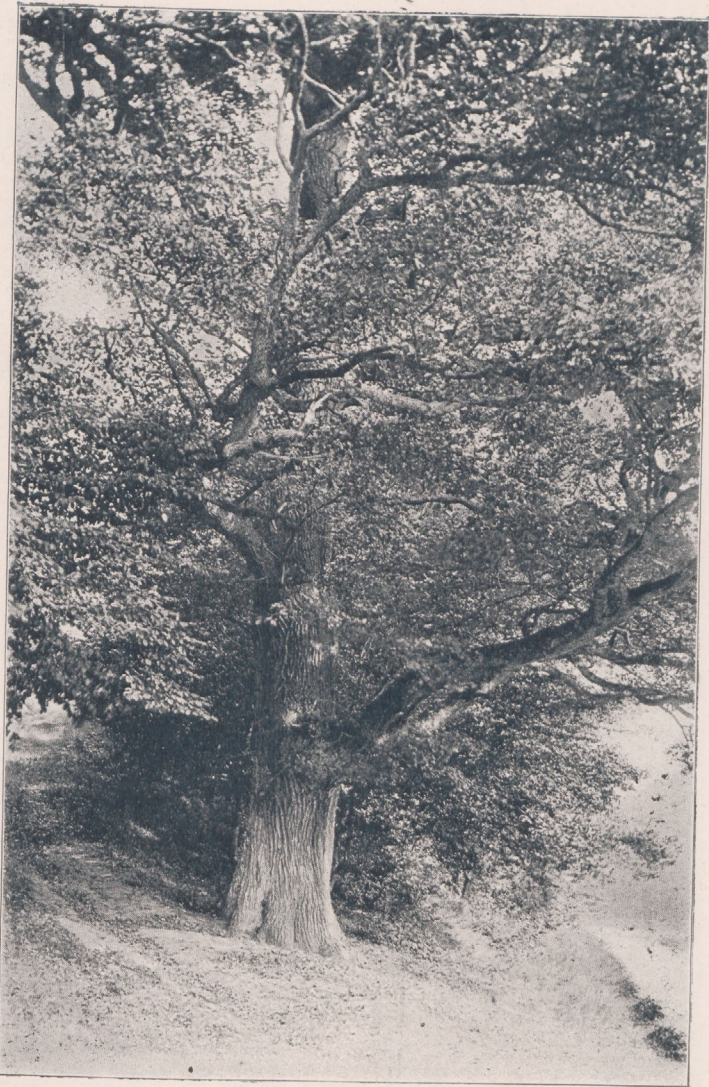
Es war Ende April 1365. Der Rotensteiner schickte die Zuverlässigsten seiner Gesellen nach Strassburg, zunächst mit dem Auftrag, dem Edelfräulein Nachricht zu bringen, um es in der Einsamkeit zu trösten. In der Hauptsache aber sollten die Herren Kundschaft einziehen über alle Ereignisse, die geeignet waren, bestimmend auf die Entschlüsse für die Zukunft einzuwirken. Nach kurzem Aufenthalt kehrten sie zurück und erstatteten folgenden Bericht:

«Die Gerüchte über die Ankunft der wilden Engländer treten immer bestimmter auf. Am 23. Hornung lagerten sie unter Führung ihres Hauptmanns Arnould de Servole, der Erzpriester genannt, vor der Reichsstadt Metz. Der Rat war der Ueberzeugung, dass einer so bedeutenden Macht gegenüber jeder Widerstand nutzlos wäre und erkaufte mit 18 000 Goldgulden den Abzug der Feinde. Der Bischof, dessen Gebiet sie

nun bedrohten, schenkte den Anführern mehrere schöne Pferde und wendete dadurch den Sturm vom Bistum ab. Sie durchzogen dasselbe, ohne Schaden anzurichten. Es wird erzählt, der Erzpriester soll davon gesprochen haben, im Namen des Herrn de Coucy die österreichischen Besitzungen im Elsass zu überfallen. Der Stadt Strassburg sollen Nachrichten zugekommen sein, dass die wilden Horden in kurzem hier eintreffen werden. Verschiedene Herren hätten den Rat über den Marsch der Feinde unterrichtet. Doch andererseits glaubt man, der Feind würde der vielen festen Burgen und Städte wegen einen Einfall nicht wagen. Dazu hält sich auch der Kaiser im Lande auf. Am 24. April kam er nach Strassburg, wo ihm ein glänzender Empfang zuteil wurde. Von der Kirche Jung-St. Peter bis zum Münster war die Bürgerschaft in vollständiger Bewaffnung aufgestellt. Der Rat und die Geistlichkeit waren dem Kaiser entgegen gezogen, auch hatte ihm der Rat durch kostbare Geschenke seine Ergebenheit zum Ausdruck gebracht. Am folgenden Tage schon zog er wieder ab, um zum Papst nach Avignon zu ziehen.»

Diese Nachricht enthielt für die Rotensteiner Angenehmes und Unangenehmes. Unangenehm berührte sie die Ankunft des Kaisers. Sie erinnerten sich noch wohl seines ersten Besuches, wie er damals den Städten und Landesherrn Vollmachten verliehen hatte, gegen den aufsässigen Adel vorzugehen. Angenehm klang ihnen die Kunde von dem Einfall des Feindes. Noch war die Klage beim Bischof anhängig, und in den Kriegswirren, hofften sie, würde niemand Zeit finden, sich weiter noch um diese Angelegenheit zu kümmern.

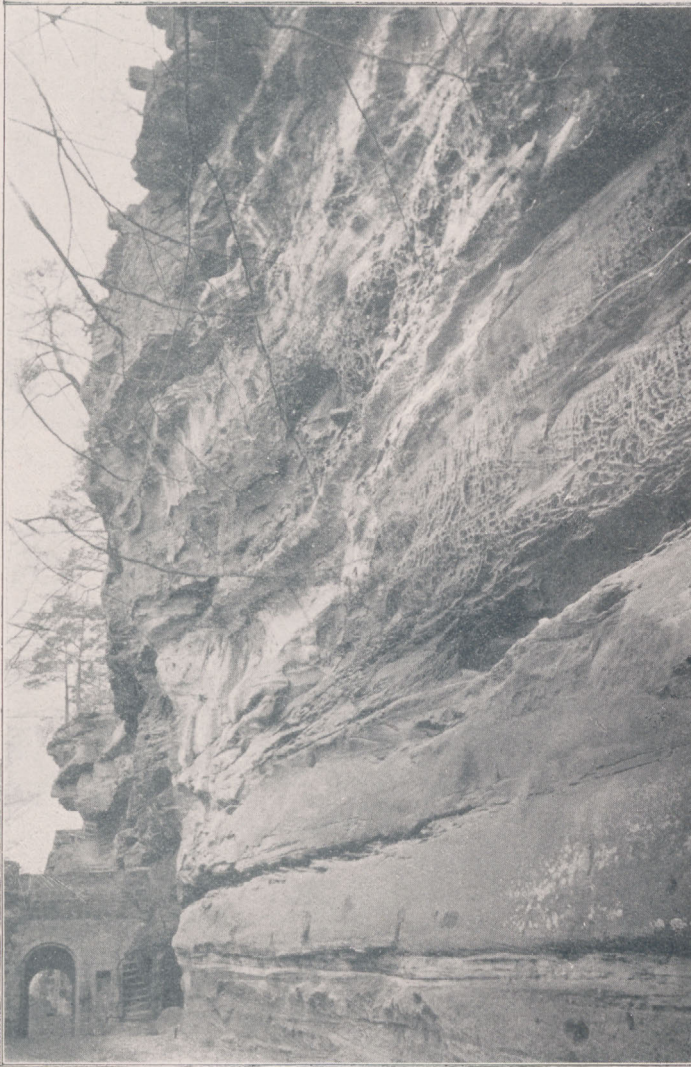
Am 4. Juli kamen die von Servole geführten Raubscharen über die Zaberner Steige herab ins Elsass. Zwölf Tausend Reiter und mehr als doppelt so viele Fussgänger und Knechte bildeten ein furchtbares Heer. Am Abend desselben Tages noch brach die ganze Macht nach Strassburg auf. Ein weiterer Haufe kam das Eichelthal herauf, um durch das Modertal hinaus in das Elsass zu gelangen. Doch Ingweiler war seit 1348 befestigt und sperrte mit der Rauschenburg das Tal. Da lagerte der Haufe bei Wimmernau an einem Berg. Von hier aus brandschatzten die gefürchteten Reiter die Täler der Nordvogesen und kamen auch in die Gegend von Bitsch. Besonders schwer wurde Stürzelbronn mitgenommen. Mit einem schweren Lösegeld kam das Kloster davon, seine Höfe und Weiler jedoch wurden ausgeplündert und teilweise



Stieleiche bei Reyersweiler

verbrannt. Alle Güter, die auf der Strasse unterwegs waren, fielen den Räubern in die Hände. Von der Waldweide wurden die besten Schweine und Rinder weggetrieben. Da entdeckten beherrzte Männer, dass ein grosser Teil des Raubes nicht in das Lager der Engländer wanderte, sondern auf die Rotenburg. Da wurde klar, dass deren Insassen Verräter waren. In der Maske des Feindes hatten sie mit demselben gemeinsame Sache gemacht. So waren auf dem Raubschloss Kisten und Kasten schwer und Scheunen, Speicher und Keller gefüllt. Es gab zu essen und zu trinken auf lange Zeit.

Doch kam wieder ein starker Wermutstropfen in diesen Becher der Fröhlichkeit. Nach zweijähriger Kerkerhaft war der Vogt von Wasselnheim befreit worden. Es wurde bekannt, dass Rotensteiner Reisige an der Entführung beteiligt gewesen waren. «Ach, dass diese Wirren



Felsen der Ruine Falkenstein

und Fehden immer dauern möchten!» Das war der sehnliche Wunsch der gottlosen Herren. Ihnen bangte vor dem Frieden, denn dass er für ihre Untaten die Vergeltung bringen würde, das war ihnen klar. Aus Vorsorge wurde die Burg in Verteidigungszustand versetzt und ihre Insassen in steter Gefechtsbereitschaft gehalten. Dieser Zustand spannte ihre Nerven aufs äusserste an und verlieh dem Leben einen gewissen Reiz.

Aus dem Lande kam betrübende Kunde. Burgen und Städte trotzten zwar dem Feinde, doch die Bauern, unkundig des Weltganges und voll Zuversicht auf den Widerstand, den die Mächtigen im Lande leisten würden, hatten nur wenig Gut in Sicherheit gebracht, und auf ihnen lag daher, so lange der Feind im Lande war, eine beträchtliche Last. Doch sahen die Hauptleute der Räuberbanden bald ein, dass sie im

Elsass keinen festen Fuss fassen konnten und zogen ab.

Vier Wochen waren seitdem vergangen und die Ernte herbeigekommen. Was aber die Feinde verschont hatten, das verdarben jetzt die Freunde, denn in des Kaisers Heer war schlechte Mannszucht, und der Segen des Feldes verschwand, durch Mutwillen verdorben und unbenutzt zu grunde gerichtet. Bald entstand Teuerung; Jammer und Mangel waren im Lande allgemein. Da hielt auch die Sorge ihren Einzug auf dem Rotenstein. «Werden unsere Vorräte die teure Zeit überdauern?» Es wurde beschlossen, recht sparsam mit allem umzugehen, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehörte.

Auf der Burg herrschte ein reges Leben, Boten gingen täglich aus und ein und brachten stets neue Kundschaft, bald beängstigend, bald erfreulich. Erfreulich wieder erschien den Herren die Nachricht von des Bischofs Tod. Johannes von Lichtenberg sah die Not im arg verwüsteten Lande. Da brach ihm das Herz vor Leid. So blieb die Klage unerledigt, die der Abt von Stürzelbronn erhoben hatte. Es war ein Verhängnis für die Abtei, dass sie auf der Grenze lag. Sie stand wohl auf der Liste der elsässischen Abteien, lag aber auf lothringischem Gebiet. Der Graf von Bitsch war lothringischer Lehnsträger. So herrschte Unklarheit darüber, ob Stürzelbronn auf diese oder jene Seite gehörte. Zudem war der Kaiser in Zwistigkeiten mit der Stadt Strassburg geraten. Er musste sich gegen den Vorwurf wehren, als wäre der Einfall der wilden Engländer durch sein Verschulden hervorgerufen worden.

Bei der Wahl des neuen Bischofs zeigten sich grosse Schwierigkeiten. Die Stiftsherren konnten sich nicht einigen. Ein Teil begünstigte den Dechanten von Ochsenstein, ein anderer war für Hanemann von Kyburg, den Domprobst. Der Winter ging vorbei, und ein Ende des Streites war nicht abzusehen.

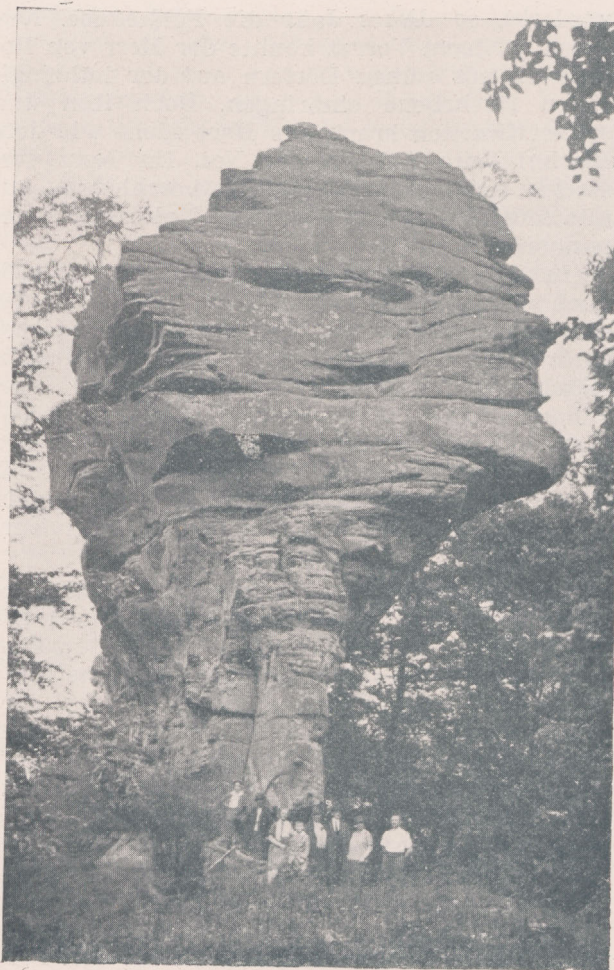
Andere Kunde noch brachte ein Bote aus der Stadt, von wo er unverhofft eintraf, der berichtete, wie es um seine Tochter Demudis stand. Die arme Maid empfand wieder unsägliches Heimweh. Nach so viel Schrecken, die sie im Kriegslärm des vergangenen Jahres ausgestanden, als der Feind von einem Tag auf den andern mit seiner ganzen Macht vor den Toren stand und lange drohend hier verharrete, nach so viel Not, die sie um sich her sah, sehnte sie sich wieder zurück in den Frieden der Berge. Ach, sie ahnte nicht, was für ein Geist dort seinen Einzug gehalten hatte. Was sie bei ihrem

ersten Besuch Unangenehmes gesehen und erlebt, das hatte sie längst vergessen.

Noch war bei dem Junker die Liebe zu seinem Kinde nicht erstorben. Er sann darüber nach, wie angenehm er den Aufenthalt seinem Kinde gestalten könnte. Zunächst entfernte er die rohesten seiner Gesellen und brachte sie anderswo unter. Dann entfernte er den vermeintlichen Priester und schickte ihn auf Urlaub. Schon längst hatte er gemerkt, dass er es hier mit einem hinterlistigen Aufwiegler zu tun hatte. Der Vogt von Wasselnheim und andere Herren wussten genau Bescheid über das Treiben auf dem Rotenstein aus vergangenen und gegenwärtigen Tagen, dass der Ritter annehmen musste, es wäre ein Verräter in seinen Mauern. Es konnte niemand anders sein als dieser elende Mensch. Der ging gerne, denn er wusste besser als alle andern, dass das Treiben auf dem Raubschlosse nicht mehr lange dauern würde.

Dann bat der Junker den Abt von Weissenburg, ihm seinen Freund zu senden, den Pater aus dem Kärntnerland. Unter seiner Obhut glaubte er sein Kind am sichersten geborgen. Den Junker Georg Blicher von Wineck freilich konnte er nicht mehr erreichen. Der war zu der bischöflichen Partei, also zu dem Feinde, wie die Herren auf der Rotenburg meinten, übergegangen. Zuletzt wurde die Kemetate des Fräuleins so hergerichtet, wie es zu der Zeit war, als die Mutter noch lebte. Demudis war tief gerührt, als sie diese Fürsorge sah. Sie sass oft lange zu den Füßen des frommen Paters und hörte seiner Rede zu. Ihre Seele empfand himmlische Seligkeit, wenn sie reden hörte von der unendlichen Barmherzigkeit und Liebe Gottes. Ihr Innerstes wurde ergriffen, wenn von der Unsterblichkeit der Seele die Rede war, denn dann dachte sie daran, dass sie einst ihre liebe Mutter wieder finden würde. Sie fühlte die Unmittelbarkeit des Menschen zum göttlichen Wesen und empfand die alles Gute schaffende Liebe, die sich in Jesus offenbart hat.

Aber leider, leider, wenn sie in die Umgebung hinein horchte, da hörte sie keine Worte der Liebe. Wohl waren Vater und Stiefmutter freundlich zu ihr, doch wenn letzterer die Erinnerung an ihr Jugendschicksal kam, wenn sie ihr zertrümmertes Heimathaus vor Augen sah, dann konnte sie sich nicht bemeistern und redete schreckliche Worte des Hasses gegen die Unterdrücker, wie sie meinte. Kein Wunder, dass Demudis ein unheimliches Gefühl beschlich, das von Tag zu Tag zunahm, dass sie sich schliesslich heraus sehnte aus diesem gottlosen Treiben. Dann noch lieber im Kloster als bei solchen Menschen. Zuletzt kam ein Brief von ihrem Freunde, wieder nach Strassburg zurückzukehren, wo er von nun an bleiben würde.



Erbsenfelsen beim Hanauer Weiher

Phot. R. Havelka

Er verabredete sich mit ihr, dass er sie an einem geheimen Orte, den beide kannten, abholen würde. Zum Erstaunen der Burgbewohner war das Fräulein in Nacht und Nebel verschwunden. Der Ritter empfand, dass nach dem Verlust seiner unvergesslichen Helta nun auch deren Kind für ihn verloren war. Seit ihrem Tode weinte er die ersten Tränen.

In diesen Tagen empfing der Abt in Stürzelbronn ein bischöfliches Schreiben, dass der Bannfluch gegen den Rotensteiner unterwegs wäre. Das erschien dem Abt nichts anderes als ein Streich in die Luft. Im Kloster war man sehr besorgt, dass die Raubzüge vom Rotenstein wieder aufgenommen würden.

Dort herrschte wieder das alte Leben. Die verbannten Gesellen waren zurückgekehrt. Nur der Priester fehlte. Er hatte mit seiner aufreizenden Rede seine Aufgabe nur zu gut erfüllt, dass für ihn nichts mehr zu tun war. Dazu hörten die Gelage auf, bei denen er sich immer so göttlich getan hatte, denn die Not stand vor der Tür. Hatten voriges Jahr die Krieger das Feld

verderbt, so dieses Jahr die Feldmäuse. Nur einen geringen Vorrat konnte der Herr von Rotenstein aus seinen Dörfern auf der lothringischen Hochebene einbringen. Doch ihm und seinen Gesellen brach das Herz nicht wie dem Bischof beim Anblick der Not. Ihr Herz verstockte sich völlig, so dass sie beschlossen, auf alle mögliche Weise Geld und Nahrung zu gewinnen.

In den nun folgenden Streifzügen kamen auch Strassburger Bürger zu Schaden. Da schlug die Stunde der Vergeltung. Die Reichsstadt hatte die kaiserliche Ermächtigung, selbständig jeden Frevling mit Waffengewalt zum Schadenersatz zu zwingen. Es dauerte nicht lange, da wehte in den Bergen des Reiches Banner, und eine grosse Schar Reisiger mit allerhand Belagerungsgerät zog dem Rotenstein zu, unterwegs durch Zuzug Verbündeter verstärkt.

Den Insassen vom Rotenstein wurde eine kurze Frist gesetzt sich zu ergeben. Doch der Junker lehnte ab mit den Worten: «Erst wollen wir ritterlich fechten!» Da ihnen doch das Ende vor Augen stand, wollten sie lieber den ehrlichen Kriegerstod sterben als am lichten Galgen hängen, wie ihnen der Leutpriester von Obersteinbach angedroht hatte und wie die Strassburger gesonnen waren zu tun. Auch die Mönche in Stürzelbronn trugen das ihre dazu bei, das Unternehmen gegen das Raubnest zum Gelingen zu führen, um so ihres lästigen Feindes los zu werden. Trotz der Not der Zeit stellten sie einen nicht geringen Mundvorrat bereit für den Fall, dass die Belagerung sich länger hinziehen sollte. Herzhafte Bergbewohner boten sich an, mit ihren Grabwerkzeugen zu dienen, um die Mauern der Raubfeste niederzulegen. Das natürliche Empfinden des Volkes fühlte die Schande, die darin lag, dass Volksgenossen dem Feinde Beistand leisteten gegen die eigenen Brüder.

Acht Wochen dauerte die Belagerung. Mit Maschinen, Katzen und allerhand Gerät wurde gearbeitet Tag für Tag. Mehr als die Hälfte der Verteidiger raffte der Würgengel dahin. Adelheid von Schmalenstein zeigte sich als fürsorgende Hausfrau und treue Pflegerin der Verwundeten. Sie war zugleich die Seele des Widerstandes bis zum äussersten. Als ein Steinwurf sie tötete, schwand mit ihr bei manchem der Mut. Sie suchten zu entkommen, wurden aber gefasst und ohne weiteres aufgeknüpft. Ihre erstarrten Augen glotzten die Verteidiger grauenhaft an. Als in die Mauer eine grosse Bresche geschlagen war, kam für diese die letzte Stunde. Kurz und heftig war der Kampf, nur im Tode gaben die Helden den Widerstand auf. Als letzter fiel der Rotensteiner zwischen den

Mauertrümmern nieder. Aus schweren Wunden floss das Blut über moosige Steine. Da erschienen Weissenburger Mönche und baten, den Todwunden mit in ihr Kloster nehmen zu dürfen. Alle zollten der Tapferkeit des überwundenen Gegners volle Anerkennung und bedauerten nur, dass das Blut nicht für eine bessere Sache geflossen war. Nachdem die Wunden besorgt waren, wurde der Ritter auf eine Bahre gehoben und weggetragen den Burgweg hinab über Lembach und Klimbach die Scherhol hinunter in die Stadt an der Lauter.

Wohl kam der Kranke wieder zum Bewusstsein, doch war er zum Sterben matt. Da beriet der Abt mit des Klosters Vätern, was zu tun wäre, da doch der Junker dem kirchlichen Banne verfallen war. Sein ehemaliger Freund antwortete mit Wärme: «Es weiss kein Mensch, ob in den Wirrnissen, wie sie zur Zeit am bischöflichen Hofe herrschen, der Bann auch tatsächlich ausgesprochen ist. Ich halte dafür, dass es unchristlich wäre, seine Seele ohne geistlichen Beistand von hinnen fahren zu lassen.» Dem stimmten die andern bei. Somit empfing der Todwunde den Trost der Kirche und wurde zum Sterben bereit.

Doch es schien, als hätte er noch Macht über seine Seele und würde dieselbe zurück halten, bis seine Tochter erschien. Noch ausführlicher als vor dem Priester offenbarte er ihr sein gottloses Leben und war dann froh, für immer aus dieser Welt der Unruhe und der Irrungen zu scheiden und dahin zu gelangen, wohin ihm seine Helta vorangegangen war. Er breitete seine Arme aus wie zu ihrem Empfang, dann verschied er nach kurzem Todeskampf.

Ganz unerwartet war dieser Schrecken über die arme Demudis gekommen. Als sie nach einigen Tagen in die Einsamkeit des Klosters zurückkehrte, kam ihr die volle Wahrheit erst zum Bewusstsein. Elternlos zu sein und heimatlos zugleich, dazu den ehrenvollen Namen des alten Geschlechtes für immer geschändet, so dass sie nicht mehr zu hoffen wagte, an die Seite eines ehrbaren Ritters treten zu dürfen, dieses dreifache Schicksal konnte sie nicht ertragen, unter dieser Last brach ihr Herz. Als sie auf dem Totenbette lag, staunte jedermann über das Wunder, das sich an ihr offenbarte. Weder Herzeleid noch Tod hatten den Liebreiz und die Anmut ihres herrlichen Leibes zerstören können, einer unverwelkten Blume gleich wurde sie ins Grab gesenkt.

Der Mönch aus dem Kärtnerland hatte den Auftrag gehabt, den Junker Gottfried Blicker von Wineck zu bitten, sich der Verlassenen anzunehmen, denn der Verschiedene hatte seinerzeit wohl bemerkt, wie es um die Herzen der

beiden stand. Nun war der Mönch seines Auftrages enthoben.

Die Verbündeten aber zerstörten den Rotenstein von Grund aus. Die Gebäude wurden verbrannt und alle Mauern gebrochen, dass nur wenige Reste noch stehen blieben. Dann schwuren sie einen Eid, nicht zuzulassen, dass irgend jemand die Burg wieder aufbaue, es geschehe denn auf ausdrücklichen kaiserlichen Befehl.

Mit den Jahren wuchs das Gestrüpp über den Schutt, und Brombeerdornen wucherten am Tor, Bäume schossen im Burghof empor, und Efeu rankte um die geborstene Mauern. Friede lag auf der Stätte, über die einst die Füße einer edeln Frau geschritten, die einem unschuldigen Kinde das Paradies gewesen war und daneben die Räuberhöhle entarteter Männer.

Und wie der Efeu, so rankte sich die Sage um das alte Gemäuer.

Als Demudis einer unverwelkten Blume gleich ins Grab sank, war das ein Zeichen, dass sie vor der Zeit verstorben war, die Gott ihr bestimmt hatte. Darum konnte ihr Geist noch keine Ruhe finden und wurde an den Ort ihrer Jugend gebannt. Da aber die Augen des Leibes erstorben waren, sah sie um sich her nicht die Verwüstung und die Oede. Vor ihrem seelischen Auge stand alles noch, wie es ehemals war, und ritterliches Wesen spielte sich in den Räumen ab wie zur Zeit vor ihrem Abschied nach der Mutter Tode.

Da geschah es einst, dass der Junker Gottfried Blicker von Wineck im weiten Forst jagte, der von Niederbronn bis nach Pirmasens reichte. Auf schnaubendem Rappen rannte er das Tal des Schwarzbaches hinauf. Ein Hirsch floh vor ihm her, und in seinem Eifer bemerkte der Jäger nicht, dass er vom gewohnten Wege abkam immer tiefer in fremdes Waldgebiet hinein. Da stand er plötzlich vor den Ruinen des Rotenstein. Der Hirsch aber war verschwunden. Vom zerfallenen Tor am äussern Mauerwerk bis zum Steingetrümmer, wo ehemals der Bergfried stand, war keine Spur mehr zu entdecken. Schaurig einsam war's und still wie in einem Grab. Heiss brannte die Sonne auf die Trüm-

merstätte. Schwer ging des Jägers Atem, und während er den Schweiss von der Stirne wischte, rief er aus: «Ach, wer mir doch nur ein Trinkhorn voll von dem köstlichen Weine bringen könnte, der hier im verschütteten Keller liegen soll!»

Kaum war das Wort gesprochen, so bog um die von Efeu umzogene Mauer das Burgfräulein, eine zarte, herrliche Jungfrau in blendend weissem Gewande, den Schlüsselbund am Gürtel und das Trinkhorn hoch in der Hand. In gierigen Zügen schlürfte der Junker den würzig-köstlichen Wein. Wie verzehrende Flammen drang es in seinen Busen. Da ward er bezaubert von der klaren Tiefe des Auges, mit dem das Edelfräulein ihn voll Teilnahme anblickte. Gleich flüssigem Golde hingen die Locken an ihrem Haupte. Andächtig faltete der Junker seine Hände, sank auf die Kniee, flehte die herrliche Gestalt an und bat um ihre Liebe. Sie schaute mitleidig auf ihn herab, ernst und wunderbar glänzten die Züge ihres schönen Antlitzes. Doch ach! so schnell wie die himmlische Gestalt erschienen, so verschwand sie wieder vor den Augen des erschreckten Jägers.

Seit dieser Zeit war er an die Trümmer des Rotenstein gebannt und konnte nicht Ruhe finden noch Rast. Wie im wachen Traume schlich er hin und her, siech und bleich, keinem Lebenden mehr vergleichbar, und konnte doch nicht sterben. Erst nach langer Zeit erschien ihm das Burgfräulein wieder, erhörte sein Flehen und küsste ihn auf die bleichen Lippen. Da erkannte er seine einstige Braut.

«Demudis!»

Mit diesem Ausruf sank er hin, erlöst und tot, vereint mit der Seele, die er einst im Leben geliebt.

So meldete die Sage. In Wirklichkeit war der Tod des Junkers viel erhebender. Im Dienste der Reichsstadt Strassburg kämpfte er 1375 erneut gegen die wilden Raubscharen, die aus dem Westen kamen. Nicht gegen seine Brüder wie die Herren auf dem Rotenstein und noch manche andern opferte er sein Leben, sondern für die Brüder im Kampf um die Heimat.



Wo bist du

Wo bist du,
die ich nicht kenne,
nach der ich entbrenne
in wehem Sehnen,
in heissem Verlangen?
Wann kommst du gegangen

auf meine Strasse,
dass ich dich frage,
dass ich dir sage:
sei mir willkommen!
Bist du nun da?

Jos. Metzinger (Forbach)

Vogesen-Wanderungen

Philippsburg - Dambach - Fischeracker Weiher -
Ruine Lützelhardt - Obersteinbach - Günsthaler Höhe -
Windsteiner Mühle - Niederbronn.

Gehzeit: 7³/₄ Std.

a) Philippsburg - Dambach. 1¹/₂ Std. Wege-
zeichen: gelbe Scheibe.

Vom Bahnhof links über die Bahn in den Ort. Beim Restaurant Müller links zu einem Weiher, dann der Talstrasse rechts folgen. Wegweiser: Neunhofen, Stürzelbronn. Nach 20 Min. bei Strassenteilung rechts. Wegweiser: Neunhofen, Dambach. (Links grüne Scheibe über Forsthaus Weihersthal zum Rot-schlüssel). Nach 10 Min. auf der Strasse weiter. (Rechts aufwärts blaues Kreuz zum Grossen Wintersberg, gelbes Kreuz über Ruine Hohenfels nach Dambach, links blaues Kreuz zum Hanauer Weiher). Nach 15 Min. dem breiten Fahrweg rechts eben folgen. (Geradeaus gelbes Dreieck über Neunhofen nach Obersteinbach). Nach 8 Min. rechts Pfad aufwärts. In 5 Min. erreicht man wieder den breiten Fahrweg, welchem man nun rechts ständig eben folgt. Nach 5 Min. Karrenweg kreuzen. Nach 10 Min. am Waldrande Karrenweg rechts abwärts in 15 Min. nach Dambach.

b) Dambach - Obersteinbach 2 Std. Wege-
zeichen: gelber Strich, dann gelbes Quadrat.

Beim Hôtel du Soleil links abwärts über den Schwarzbach. Nach 4 Min. bei Wegeteilung bei einem Kreuzfix rechts aufwärts. Nach 10 Min. bei Wegeteilung dem breiten Fahrweg und den Telegraphenstangen rechts ständig folgen. Nach 15 Min. erreicht man eine Strasse, welcher man links folgt. In 7 Min. am Fischeracker Weiher. Hier der Strasse folgen. Wegezeichen: gelbes Quadrat. (Rechts aufwärts gelber Strich über Ruine Schöneck nach Obersteinbach). Nach 6 Min. beim Forsthaus Fischerackerhof bei Teilung Karrenweg rechts. (Links gelbes Dreieck über Neunhofen nach Philippsburg). Nach 5 Min. bei Teilung dann dem breiten Fahrweg links folgen. (Rechts aufwärts gelbes Dreieck nach Obersteinbach). Nach 5 Min. bei Teilung Fahrweg rechts bequem aufwärts. Nach 10 Min. bei Wegeteilung rechts und bald bei nochmaliger Teilung links aufwärts, dann wieder abwärts. Nach 7 Min. Karrenweg kreuzen und wieder ansteigen. Nach weiteren 7 Min. erreicht man eine Strasse, welcher man links aufwärts folgt. (Links blauer Strich über Neudörfel zum Hanauer Weiher, rechts dasselbe Zeichen nach Obersteinbach). Nach 4 Min. Karrenweg rechts aufwärts. (Links gelber Strich nach Stürzelbronn). Nach 5 Min. links Pfad aufwärts. (Rechts gelber Strich nach Obersteinbach). Nach 8 Min. Pfadteilung. Hier Pfad aufwärts in 5 Min. zur Ruine Lützelhardt (340m). Von der Ruine abwärts zur letzten Teilung, 2 Min., dann links Pfad abwärts. Nach 7 Min. der Strasse rechts folgen und bei Strassenteilung links. Nach 5 Min. links über die Wiese und dem Karrenweg rechts am Waldrande folgen. In 15 Min. in Obersteinbach.

c) Obersteinbach - Windsteiner Mühle.
2¹/₂ Std. Wegezeichen: gelber Strich.

Im Orte bei der Boucherie Geiger rechts Pfad über den Bach und die Matte. Am Rande des Tannenwäldchens rechts im Tal entlang in Richtung Lützelhardt. Der Pfad wendet sich zuletzt links den Bergen zu. Nach 15 Min. dem Pfad rechts im Walde folgen. Nach 5 Min. bei Teilung Karrenweg rechts eben und bald bei nochmaliger Teilung links. Nach 5 Min. bei Wegeteilung links. Nach 5 Min. rechts Pfad aufwärts. Nach 8 Min. Pfad kreuzen. (Links abwärts rotes Rechteck und rot-weiss-rot nach Obersteinbach, rechts aufwärts rotes Rechteck nach Niederbronn, rot-weiss-rot nach Wineckerthal). Nach 10 Min. dem Karrenweg rechts auf der Höhe folgen und bald bei Teilung links abwärts. Nach 5 Min. rechts Pfad abwärts. Nach 2 Min. Karrenweg kreuzen. (Links rot-grün-rot nach Niedersteinbach, rechts dasselbe Zeichen nach Wineckerthal). Nach 5 Min. dem Fahrweg links im Sulzthal folgen und bei Wegeteilung rechts. Nach 10 Min. Karrenweg rechts. (Links rot-gelb-rot nach Langensulzbach). Nach 7 Min. bei einer Wegekehre rechts Pfad aufwärts. Nach weiteren 7 Min. bei Pfadteilung rechts aufwärts. (Links abwärts nach Forsthaus Sulzthal). Nach 15 Min. Karrenweg kreuzen. (Rechts rotes Rechteck über Ruine Wittschlüssel nach Obersteinbach). Bald auf der Höhe und Pfad rechts abwärts. Nach 5 Min. im Carrefour du Lindenkopf dem Fahrweg links aufwärts folgen. (Rechts abwärts rotes Rechteck zu den Ruinen Alt- und Neu-Windstein). Nach 5 Min. dem Fahrweg ständig weiter folgen. (Links abwärts blau-weiss-blau zum Forsthaus Sulzthal, grüner Strich über den aussichtsreichen Steinkopf zur Günsthaler Höhe). Der Weg führt eben und bietet prächtige Aussichten. In 12 Min. auf der Günsthaler Höhe (Col Günstal). Hier dem breiten Fahrweg rechts abwärts folgen. (Links gelber senkrechter Strich über Forsthaus Hardt nach Langensulzbach). Nach 10 Min. rechts Pfad abwärts. (Links grüner Strich über Jägerthal und Niederbronn). Nach weiteren 10 Min. erreicht man einen Karrenweg, welchem man links folgt. Bald rechts Pfad und bei einem Haus rechts abwärts. In 5 Min. der Strasse links abwärts folgend in 5 Min. an der Windsteiner Mühle. (Wirtschaft).

d) Windsteiner Mühle - Niederbronn.
1³/₄ Std. Wegezeichen: rotes Rechteck.

Vom Restaurant der Talstrasse links einige Schritte folgen, dann rechts über den Bach und Pfad aufwärts. Nach 20 Min. rechts Karrenweg aufwärts. Bald bei Teilung geradeaus. (Rechts weisse Scheibe mit rotem Zentrum über den Finsterkopf zur Liese und Gross-Wintersberg). Nach 20 Min. bei Teilung geradeaus. (Links grüner Strich nach Jägerthal). In 5 Min. am Reinackerkopf vorbei und dem breiten Weg weiter folgen. Bald eine Strasse und nach 15 Min. den mit «gelbem Quadrat» gezeichneten Weg kreuzen. In 5 Min. am Forsthaus Heidekopf und geradeaus eben weiter. Nach 10 Min. bei Teilung rechts Karrenweg. Nach weiteren 10 Min. auf eine Forststrasse und dieser links folgen in 20 Min. in Niederbronn.

Alfred Gaessler.



Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant de la Gare

Bitche (Nordvogesen) Tel. 62. Gegenüber Bahnhof jenseits der Bahnlinie; rühmlichst bekannt durch seine vorzügliche und preiswerte Küche. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Spezialität: Forellen. Elsässerweine aus bestrenommierten Kellern. Grosser, schattiger Garten; Glasveranda; freundliche Fremdenzimmer; Garage. Chr. Saam, langjähr. Küchenchef.

Hôtel-Pension Rimlishof

CURE D'AIR

Gare Buhl près Guebwiller, 15 min. de la gare. Spécialités: Carpes frites. Cuisine bien soignée. Chambres confortables. Pension de famille. Grande salle pour sociétés. Jardin ombragé.

Propr.: Antoine Schneider.

Hôtel du Grand Ballon

1350 m d'altitude

Propriété du Club Vosgien

Eclairage et chauffage central à l'électricité - Salle de bain - Salon de lecture - Fumoir - Salle à manger - Taverne p. porteurs de rucksacs - 26 chambres - Lits de camp. en grand nombres - Déjeuner et Dîner à la carte - Bonne cuisine - Vins fins d'Alsace - Autos - Garages - Téléphones Guebwiller. Charles Nimsgern, hôtelier.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weier).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

Guebwiller Gute Küche — 1^{re} Oberländer Weine — Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder. Propr.: Xavier Baldenweck.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Ch. Stauffer.

SANATORIUM GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren, Bäderbehandlung, natürliche und künstliche Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie). Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges. Propriétaire: J. Lindecker.

Hôtel Ed. Idoux

Hohwald Téléphone 20. Maison construite récemment, située dans une contrée saine et à l'écart de la poussière. Vue magnifique. Eau courante. Auto-Garage. Avant et après saison prix réduits.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Kech.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau blanc

Lautenbach Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour Truites et Carpes — Vins fins d'Alsace — Bière de première qualité — Pension — Chambres confortables — Salle pour Sociétés — Centre d'Excursions — Autos-Garage — Téléphone 115 Guebwiller. Propr.: Victor Bordmann.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Diners à toute heure. Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. Propr.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Restaurant-Pension Lœgel

Mouterhouse Gare Bannstein, entouré de forêts. Belles promenades et excursions. Cuisine bien renommée, truites vivantes, cave soignée. Belles chambres.

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE
RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU
BAIN THERMAL.

Hôtel St. Barnabé (anct. Hôtel Wolf)

Murbach Gare Bühl près Guebwiller. Point de départ pour des promenades dans les Vosges méridionales. Grandes salles. Chambres confortables. Séjour agréable. Cuisine bien soignée et Cave renommée. Truites vivantes. Téléphone No. 215. Autogarage.

Propr.: Léon Kœnig.

Restaurant Donnenwirth-Allenbach.

Mühlthal Post Bärental und Gare Philippsburg je 4 km, am Touristenweg Bad Niederbronn - Ruine Arnsburg - Ruine Lichtenberg, inmitten Tannenwald. 20 Min. zur Ruine Gross Arnsburg. Herrliche Spaziergänge. Speisen zu jeder Tageszeit; Spezialität: Bauernschinken, Bauernbrot, Forellen. Schöne Fremdenzimmer

Hôtel Lenig-Weissler

Niederbronn-les-Bains à l'entrée de la promenade. Belles chambres. Restaurant-Pension. Cuisine et cave renommées. Grande salle recommandée aux sociétés et touristes. Eau courante, salle de bains, chauffage central. Téléphone No. 4.

Propr.: René Lenig.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Communiquant avec le nouveau Etablissement des bains thermal. Grandes salles pour sociétés. Maison recommandée aux sociétés, voyageurs et touristes.

Propr.: J. Ph. Jund, chef de cuisine.

Hôtel Vogesia

Niederbronn-les-Bains Tél. 102. Près du Casino et square des eaux. Eau courante chaude et froide. Salles pour 50 à 800 personnes. Garage pour 50 autos. Prix modérés.

Pension Koch

Téléphone 105. Pension de famille près de la forêt. Foyer de touristes.

Propr.: Ch. F. Koch.

Hôtel-Restaurant du Lion d'or

TELEPHONE 72

Niederbronn-les-Bains Renoviert. Fliessend Wasser. Anerkannt gute Küche. Prima elsässische und franz. Weine. Aufmerksame Bedienung. Schattige Terrasse. Garage.

Neuer Besitzer: Edm. ZUMBIHL, Küchenchef.

Niederbronn-les-Bains

HOTEL MATTHIS

Téléphone No. 10

En face du Casino de la source et de l'Etablissement Thermal. Tout confort. Eau courante chaude et froide. Restaurant-Pension. Garage. Bains. — Prospectus sur demande. Ouvert Pâques-Novembre. Aug. Hueber-Matthis.

Hôtel-Restaurant de la Poste

Téléphone 98 — Am Kurplatz — Téléphone 98

Niederbronn-les-Bains Annerkannt gute bürgerl. Küche. Gepflegter Keller. Freundl. Fremdenzimmer. Mässige Preise. Aufmerksame Bedienung.

Ernest ROEHRIG, Küchenchef.

Hôtel du Cerf

Oberbronn cure d'air, à 5 km de Niederbronn-les-Bains. Arrêt des autos Niederbronn—Ingwiller. Grande salle et terrasse pour sociétés; vue splendide. Grande collection d'armes antiques. Cuisine et cave soignées. Chambre et Pension. Prix modérés. — Grosser Saal. Terrasse mit herrlicher Aussicht. Grosse Sammlungen von Waffen und Altertümern. Gute Küche, reine Weine. Zimmer und Pension.

Propr.: Alfred Muller.

Das vor dem Brande beliebte

Hotel Hanauer Weiher (Nordvogesen) wiedereröffnet.

Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. — Aufmerksame Bedienung. — Fremdenzimmer. — Pension — Kahnfahrten.

Der neue Besitzer G. KUNDER.

Hôtel-Restaurant

Fricke-Franckhauser.

Obersteinbach (Nordvogesen) im Mittelpunkt des Burgenlandes: Wasigenstein, Lützelhardt, Fleckenstein, Schœneck etc.

G. Anthon, langjähriger Küchenchef.

Hôtel-Restaurant Excelsior

Sarrequemines Ecke Avenue de la Gare und rue Poincaré — Tel. 394 — Neuerrichtetes, komfortables Haus mit grossen und kleinen Vereinsälen. Rendez-vous aller Touristen. Prima frz. Küche mit grosser Auswahl. Reine Elsässer Weine, sowie vorzügliche frz. Erzeugnisse. Grosser Garten. Kegelbahn. Garage nebenan. Schöne Zimmer mit eau courante. Chauffage central etc.

Propr.: Paul Klek, chef de cuisine.

Hôtel-Restaurant Ch. Karbe

Sarrequemines (Moselle) 14, rue Alexandre de Geiger Cuisine de 1er ordre — Cave de meilleurs crus — Chambres pour voyageurs — Garage — Salle de bains — Salle séparée pour Sociétés — Tél. 270. Maison recommandée à MM. les Touristes et Voyageurs.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Gesellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller, französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler.

Hôtel-Restaurant „Kreuzberg“.

Stürzelbronn Nordvogesen. Autoverbindung m. Bitche. Inmitten herrlicher Waldungen am Fusse des Kreuzberges mit 16 Meter hohem Kreuz. Schöne Ausflüge nach zahlreichen Burgruinen. Gute Küche - Reine Weine - ff. Bier - Schöne Fremdenzimmer und Badezimmer. Mässige Preise. Post und Telephon im Hause.

Besitzer: Albert Simon.

Hôtel des Deux Clefs.

Turckheim Sur la route aux Trois-Epis. Maison de curiosité alsacienne, fondée en 1620. Meubles vieux styles. Pension, chambres confortables. Vins des meilleurs crus. Cuisine soignée. Salles pour sociétés. Grand jardin ombragé. T. S. F. Téléphone 1, Turckheim. Auto-Garage.

Propr. E. Burgmann, chef de cuisine.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) - Alt. 500 m - Téléphone No. 1 - Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) - Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha - Tout confort moderne - Terrasses ombragées - Ouvert toute l'année - Prix réduits avant et après saison.

Propr.: G. Schneider.

Restaurant-Pension „A la Ville de Munster“

Propr. Berntzwiller-Kempf

Soulzeren Bürgerliche Küche - Comfortable Fremdenzimmer - Mässige Preise Bäder im Hause.

Hôtel à la Ville de Gérardmer.

Soulzeren près Munster, situé au pied du Linge à proximité du Lac de Soulzeren, route de la Schlucht. Repas à toute heure. Vins d'Alsace de premiers crus; propre plantation. 20 chambres confortables. Electricité. Terrasse. Salle de Bains. Grande salle pour Sociétés. Agréable séjour pour villégiateurs. Pension à des prix modérés; pas table d'hôtel.

Propr. E. Gsell.

Restaurant und Luftkurort „Gauchmatt“.

Jos. Friedelmeyer-Stadelmann

(Direkt beim Rumänen-Friedhof gelegen).

Soultzmatt Herrliche, schattige Waldspaziergänge. - Ruhige geschützte Lage. - Pension. - Renommierter Küche. - Gut gepflegte Weine. - Spezialität: Carpes frites, Butter und Honig, selbstgeräucherter Speck, Bürobrot.

Dragés und Bonbonnières

Biscuits u. Desserts - Chocolats, Cacaos, Thés

zu Fabrikpreisen bei

DARSTEIN STRASBOURG
Jungferngasse 3



Vite et Bien!

CLICHÉS TRAIT
SIMILIGRAVURE
TRICHROMIE
RETOUCHES
DESSINS

Teleph. 882

**Photogravure
A. GUEIROARD** 2 Place Guillaume Tell
MULHOUSE

Savonnerie Alsacienne

RÉQUISHEIM (Haut-Rhin)

INSTALLATION MODERNE

Fabrication de Savons de toutes sortes

Poudre à Savon „ALSATIA“ pour la lessive
SAVON MOU DE PREMIÈRE QUALITÉ

MODERNSTE FABRIKEINRICHTUNG

Herstellung von Gebrauchsseifen aller Art

für Haushalt und Industrie

Seifenpulver „Alsatia“ - Schmierseife I. Qualität

Alle Ausgaben der heutigen schweren Zeit müssen wohl überlegt sein. Früher war es eine Selbstverständlichkeit, monatlich einen bestimmten Betrag für geistige Interessen auszugeben.

Heute muss fast überall so gerechnet werden, dass diese früher selbstverständlichen Ausgaben eingeschränkt werden müssen. D. h. aber am falschen Ende sparen, denn niemand kann auf die Dauer ohne geistige Anregungen auskommen. Manche Stunde der Not wird leichter überwunden durch die Ablenkung, die gute Literatur, das Vertiefen in schönen Bildwiedergaben und das Sichhineinleben in fremde Länder durch Reisebeschreibungen bieten, kurz und gut durch Beschäftigung mit wertvollen geistigen Kulturgütern.

War früher das Halten einer angesehenen Zeitschrift eine angenehme Aufgabe, so ist es heute zu einer Pflicht geworden. Wir empfehlen deshalb den Bezug der schönsten deutschen Monatszeitschrift «Westermanns Monatshefte», weil wir überzeugt sind, dass sie jedem Leser eine reiche Verinnerlichung bringt.

Vielseitig und abwechslungsreich ist das soeben erschienene Februarheft. Die vielen farbigen Abbildungen werden das übrige dazu beitragen, es besonders interessant zu gestalten.

Ausserdem beginnt in diesem Heft der neue grosse Roman von Irmgard Spangenberg «Alles um Joridental», es wird nicht viele geben, die diesen bedeutenden Entwicklungsroman nicht lesen möchten.

Der Verlag Georg Westermann ist unseren Lesern insofern entgegengekommen als er eine Anzahl früher erschienene Exemplare von Westermanns Monatsheften für sie zur Verfügung gestellt hat. Interessenten erhalten ein solches Heft umsonst von dem Verlag Georg Westermann, Braunschweig. Leser, die von dieser Vergünstigung Gebrauch machen wollen, bitten wir umgehend an den Verlag zu schreiben.

Schriften

der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen
Gesellschaft zu Strassburg

An den Gewerbslauben 79^{III}

Hummel Joseph, Pflanzengeographie des Elsass.

Lienhart Hans, Elsassische Ortsneckereien.

Kaiser Joh. Bapt., Das Archidiakonats Longuyon am
Anfange des 17. Jahrhunderts. — Visitationsbericht
von 1628 bis 1629. Zwei Bände.

Barthel Ernst, Elsassische Geistesgeschicksale. Ein Bei-
trag zur europäischen Verständigung.

Lefftz Joseph, Märchen der Brüder Grimm. Urfassung
nach der Originalhandschrift der Abtei Oelen-
berg im Elsass.

Le Docteur A. Marxer, Contribution à l'Etude des
Produits Bactériens.

Pinck Louis, Verklingende Weisen. Lothringer Volks-
lieder. Zwei Bände.

Jahrbuch der Elsass-Lothringischen Wissenschaft-
lichen Gesellschaft zu Strassburg. I. Band 1928,
II. Band 1929.

Ritter Fr., Das Giletta-Volksbuch. Nach einem bisher
unbekannten Strassburger Drucke vom Jahre 1520
erstmalig herausgegeben (Sonderdruck).

Braun Luc., Die Persönlichkeit Gottes. Eine Aus-
einandersetzung zwischen Ed. von Hartmanns Phi-
losophie des Unbewussten und dem kritischen
Theismus. Erster Teil.

Solveen Henri, Gibt es eine elsässische Literatur?
Ein Versuch zu ihrer Begriffserklärung. (Sonder-
druck).

Karst Jos., Geschichte der armenischen Philologie.

Société d'Electricité de Guebwiller et Env.

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Clichérie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse

Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach